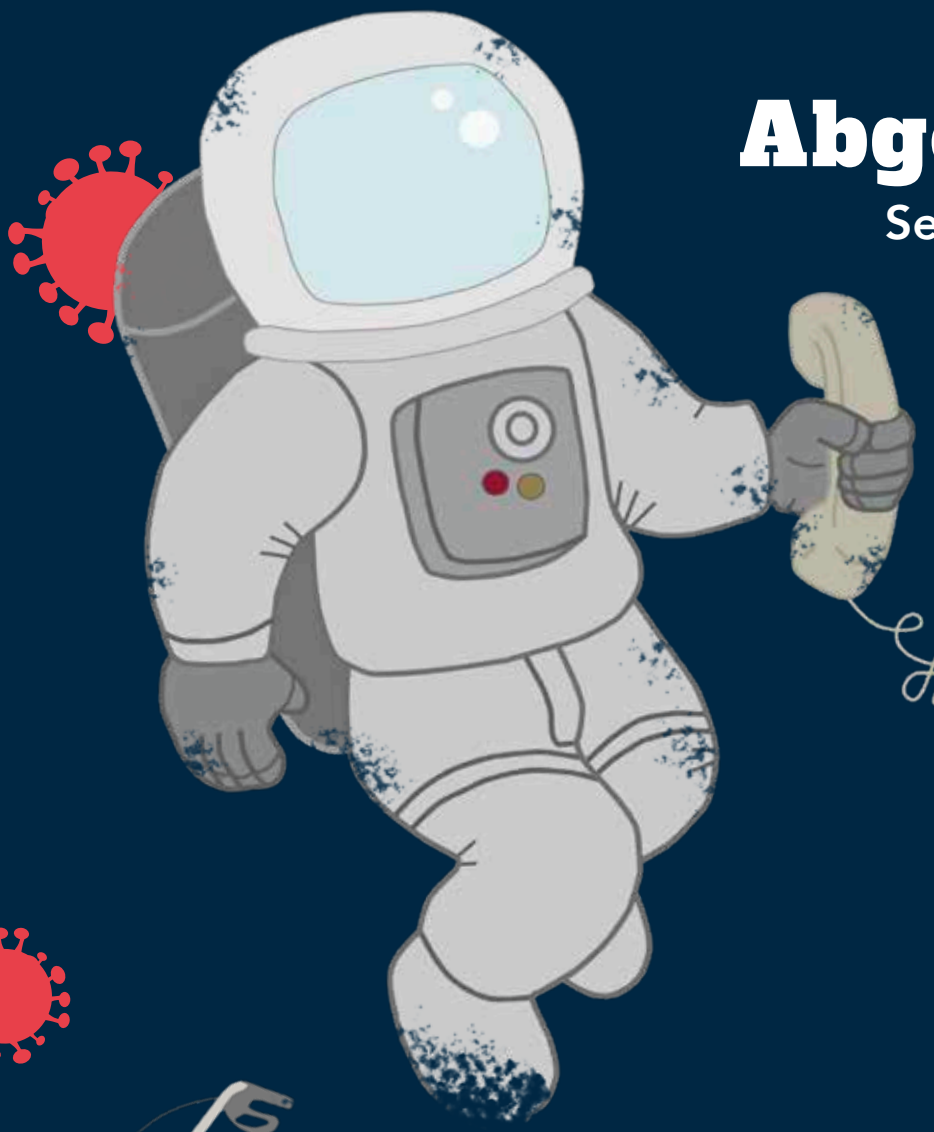
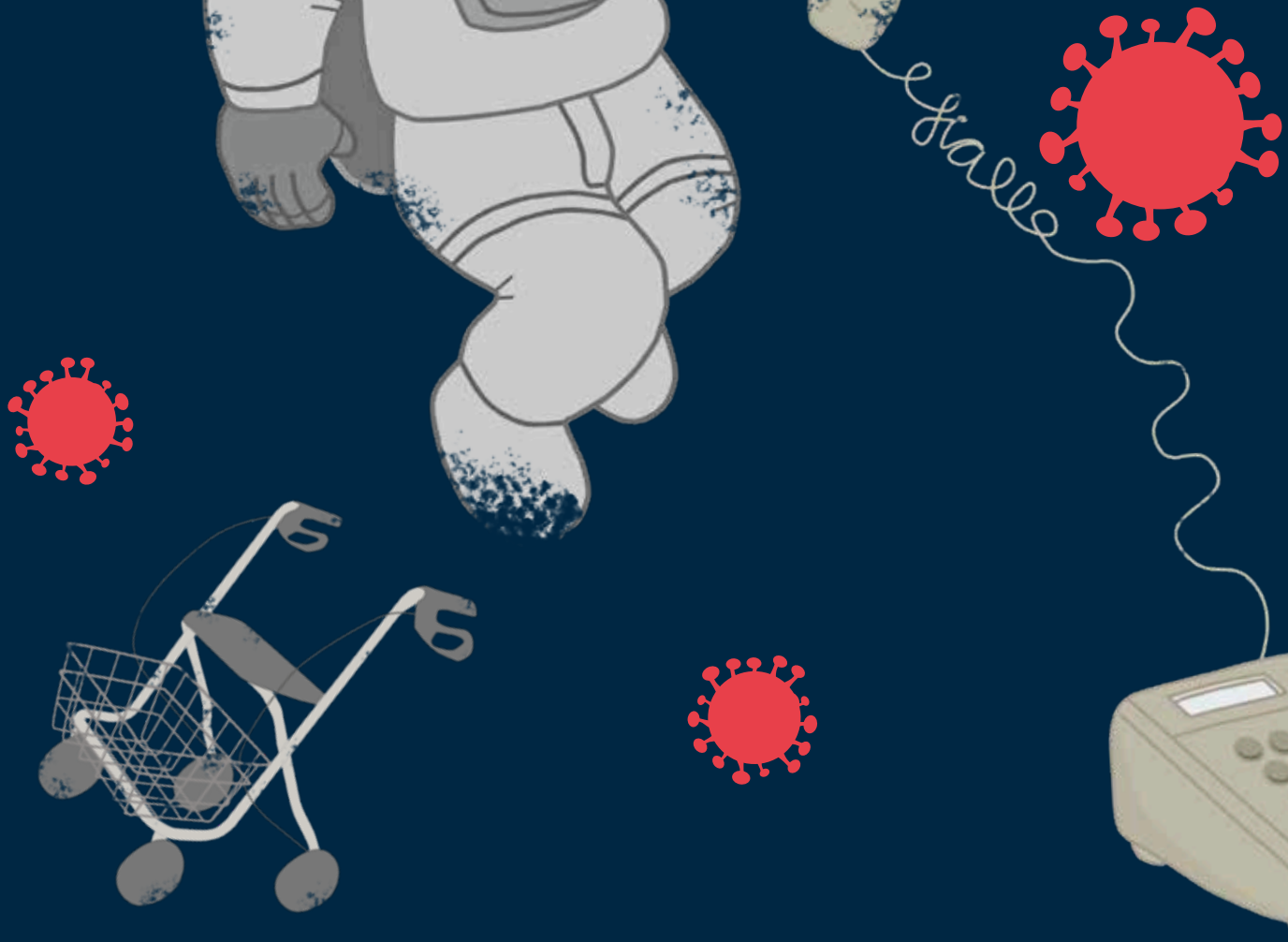
KASPAR

Das Stadtmagazin der Hochschule Ansbach
Nr. 21 Sommer 2020



Abgekapselt

Senioren fühlen sich als Außerirdische



Abgedruckt

KASPAR erscheint seit zehn Jahren

Aufgeschlossen

Einzelhändler kehren zurück ins Geschäft

Angefressen

Wälder leiden unter Borkenkäfern

sparkasse-ansbach.de

Die Sparkassen-App wurde vom Wirtschaftsmagazin „Capital“ mit der Höchstnote ausgezeichnet.

Nutzen auch Sie Deutschlands bestbewertete Banking-App.

Sparkasse Ansbach

ILLUSTRATION TITEL: ELISABETH THIRMEYER
FOTO EDITORIAL: RAPHAEL ROTHER
LAYOUT: LISA GÖTZ

Chefredakteurinnen Maja Schirrle und Anja Riske (von links) auf dem Weinberg

LIEBE LESERINNEN UND LESER,

so hatten wir uns unser zehnjähriges Jubiläum nicht vorgestellt. Während wir im letzten Jahr noch munter Pläne für das Sommersemester schmiedeten, verfolgte das Schicksal seinen eigenen Weg. Ein Virus veränderte die Welt. Niemand war darauf vorbereitet.

Plötzlich war alles anders. Auf einmal leben wir in einer Zeit, in der Menschen den Fernseher anschalten, um sich eine Rede von Angela Merkel anzuhören. In der Zeit des Homeoffice, das manche von uns in ihrem eigenen Dasein versumpfen lässt. In einer Zeit, die in die Geschichtsbücher eingehen wird.

Geschlossener Einzelhandel. Geschlossene Hochschulen. Geschlossene Grenzen. Shutdown.

In all diesem Chaos, in all diesem Nicht-wissen-wie-es-weitergeht, stand eines von Anfang an fest: Der KASPAR wird auch dieses Semester erscheinen. Man feiert eben nur einmal zehnten Geburtstag. Zu diesem Anlass haben uns etliche ehemalige Mitarbeiter Geburtstagsgrüße der besonderen Art geschickt.

Unzählige Online-Konferenzen, E-Mails und minutenlange Sprachnachrichten später sind wir hier. Der Weg war holprig. Teilweise hunderte Kilometer voneinander entfernt gemeinsam ein Magazin auf die Beine zu stellen, ist eine Herausforderung. Für die Recherchen und Fototermine kamen Teleobjektive, Masken und viel, viel Desinfektionsmittel zum Einsatz.

Sophia Schmoldt schreibt über die Situation in den Ansbacher Altenheimen. Aufgrund der anhaltenden Kontaktbeschränkungen vereinsamen die Bewohner. Unsere Redakteurin hat mit den Betroffenen gesprochen und deren Sorgen und Hoffnungen niedergeschrieben.

Was ist, wenn sich einer der schönsten Lebensabschnitte mit einem der Schlimmsten kreuzt? So geht es einem Ansbacher Elternpaar. Mitten in der Pandemie kam ihr Sohn Max auf die Welt. Sarah Weinberg hat die frischgebackene Familie begleitet.

Die Corona-Krise ist nicht die einzige Herausforderung, der sich die Menschheit stellen muss. Der Klimawandel ist nach wie vor eine Bedrohung. Unsere Wälder sterben. Alena Specht hat daher einen Förster in den Wald begleitet.

Im Moment ist alles anders. Ob es je wieder so werden wird wie früher, wissen wir nicht. Niemand kann die Zukunft vorhersehen, niemand kann sagen, was sein wird – und ja, das ist beängstigend. Aber wir machen das Beste daraus. Wir werden nicht aufhören die Geschichten unserer Stadt zu erzählen.

Wir wünschen Ihnen auch in diesem Sommer viel Freude beim Lesen und Durchblättern.

Maja Schirrle
Anja Riske

INHALT

03
EDITORIAL

06
FREUDIGES WIEDERSEHEN
Ansbachs Einzelhändler öffnen wieder ihre Türen

20
VOR ORT
KASPAR feiert zehnjähriges Jubiläum

22
FEEDBACK DER EHEMALIGEN
Ex-Mitarbeiter über ihre Zeit beim KASPAR und den Nutzen im Job

30
WALD IM WANDEL
Klimakrise stellt Forstwirte vor Herausforderungen

38
„WEIL MAN DARÜBER BERICHTEN MUSS"
Student und Rechtsextremismus-Experte Jonas Miller im Interview

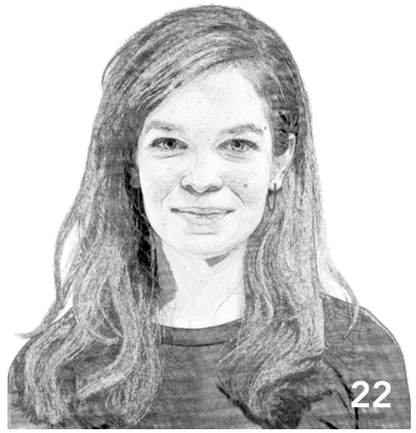
43
ABGESCHOTTET
Senioren sprechen über Isolation im Altenheim

48
STILLES INTERVIEW
Robert Nierlich
Gerlinde Albrecht

52
FREUNDE FÜRS LEBEN
Freiwillige leisten Unterstützung nach Schlaganfall

56
ZUKUNFT IN HÄNDEN
Kinderglück während der Krise

62
„HÖREN SIE MICH?"
Glosse über das Studium in Corona-Zeiten



Freudiges Wiedersehen

Nach wochenlanger Ladenschließung haben die Einzelhändler endlich wieder die Türen geöffnet. Die Ansbacher ließen sich von Corona nicht unterkriegen. Im Gegenteil: Die Krise stärkte Gemeinschaftsgefühl und Kundenbindung

Sneewitta May ist glücklich über die Kunden, die sie in ihrer kleinen Buchhandlung begrüßen darf

TEXT: SOPHIA SCHMOLDT
FOTO: MARIO KRAUSSER
MAIKE STEINBORN
GABRIEL SCHLEEHAHN
LAYOUT: JESSICA AUEROCHS
VANESSA RENTZ

Im Nähzentrum Horand geht es bunt zu. Sohn Simon misst die begehrten Gummibänder aus

Kein halbes Jahr nach der Ladenöffnung musste Sabrina Rodehau ihren Secondhand-Shop schließen. Jetzt dürfen die Kundinnen wieder Klamotten anprobieren

Nach sechs Wochen Ladenschließung steht Veronika Winner wieder im Blumengeschäft am Johann-Sebastian-Bach-Platz

Klettern geht gerade nur im Laden. Geschäftsführer des Outdoor-Ausstatters Mountain Sports Thomas Ehrmann (links) und Andreas Schmidt in Aktion

Mittlerweile füllen sich die Straßen und Gassen der Ansbacher Innenstadt wieder. Das Leben kehrt zurück. Kinder hüpfen lachend über das Wasserspiel an der St. Gumbertuskirche, Pärchen sitzen auf Bänken mit Eis in der Hand. Die Geschäfte gegenüber haben ihre Türen geöffnet. Noch vor ein paar Wochen sah das ganz anders aus. „Es war wie in einer Geisterstadt, kein Mensch war unterwegs“, erinnert sich Sneewitta May, die Besitzerin der Buchhandlung Schreiber.

„Wir haben ein bis zwei Tage gebraucht, um den Schock zu verdauen“, sagt Andreas Schmidt vom Bergsport-Fachhandel Mountain-Sports, „dann mussten wir funktionieren.“ Die Kunden konnten weiterhin Kontakt aufnehmen und sich per Mail, Telefonat oder Video-Anruf beraten lassen. Bestellungen lieferten die beiden sportbegeisterten Geschäftsführer selbst mit dem Fahrrad aus oder versendeten sie mit der Post. Mit einem persönlichen Lieferservice überbrückten viele Geschäfte in Ansbach die Zeit, während niemand im Laden einkaufen durfte. Dadurch entstand ein erheblich größerer Aufwand für sie. So auch für Johannes Seyerlein. Er ist seit fast 30 Jahren der Inhaber der Buchhandlung Seybold. „Jede Bestellung nahm das Drei-bis Vierfache an Zeit in Anspruch“, erklärt er. Während die Kunden vorher die Ware im Laden bestellten und am nächsten Tag dort abholen konnten, mussten Seyerlein und seine Mitarbeiter zusätzlich Rechnungen schreiben und Portomarken ausdrucken. Im Anschluss lieferten sie die Bücher selbst aus oder brachten sie zur nächsten Poststelle. „Aber wir sind froh, dass wir Arbeit haben.“ Niemand musste in Kurzarbeit.

Für Sneewitta May bot die Ausnahmesituation einige schöne Erfahrungen. „Das Zwischenmenschliche ist im Moment ganz anders. Die Leute sind freundlich und sehr dankbar“, sagt die fröhliche Buchhändlerin mit den schulterlangen, blonden Haaren. Sie erfährt großen Zusammenhalt und Entgegenkommen von vielen Seiten. So verlängerten die Verleger beispielsweise Zahlungsziele und Rückgaberechte. Geschäfte halfen sich gegenseitig. Bestellte Bücher konnten die Kunden in der Metzgerei gegenüber abholen und bezahlen, weil Lebensmittelgeschäfte weiterhin geöffnet hatten. „Ich hab abends meine Plastikdose mit Geld abgeholt“, lacht sie. Auch ihre Kunden zeigten sich solidarisch: „Wenn ich ihnen die Ware nach Hause gebracht und auf die Gartenbank gelegt habe, lag dort schon mal eine nette Kleinigkeit für mich.“ Die Ansbacher bedankten sich mit Blumen, Schokolade und kleinen Briefen. „Es ist ein großes Miteinander.“

Dieses Gefühl erfuhr auch Peter Horand in seinem Nähzentrum: „Eine Kundin hat ihre Nähmaschine extra jetzt schon gekauft, statt im Sommer.“ Horand erhielt viel Hilfe von seinem Sohn Simon. Er hatte die Idee, die begehrten Baumwollstoffe in einem Regal zu nummerieren und ein Foto davon auf Facebook zu stellen. Inzwischen mussten sie das Bild wieder herausnehmen. „Es lief so gut, die Stoffe sind zur Hälfte ausverkauft“, lacht der Inhaber mit den grau-braun melierten Haaren. Die Präsenz in den sozialen Netzwerken war auch für die Buchhandlung Seybold sehr wichtig. Seyerlein und sein Team nahmen Videos im Laden auf und schickten sie dann an Sohn Christoph. „Der schnipselte es dann zusammen.“ Regelmäßig tauchen neue Buchbesprechungen auf ihrer Instagram-Seite auf. Das wirkt sich positiv auf die Reichweite des Ladens aus. „Wir bekommen viele Likes und nette Kommentare.“

Manche Einzelhändler beantragten die staatliche Soforthilfe, um erst einmal über die Runden zu kommen. „Gut, um vorerst einige Kosten zu decken. Trotzdem ist es nur ein Tropfen auf den heißen Stein“, sagt Sneewitta May. Einige Einnahmen fielen komplett weg. Neben den Verkäufen im Laden blieben für die Buchhändlerin auch mehrere Sonderausstellungen in Kindergärten aus.

Ab dem 27. April durfte der Einzelhandel in Bayern wieder die Läden öffnen. „Es war herrlich, als ich endlich wieder im Großhandel war und all die Pflanzen gesehen habe“, erinnert sich Veronika Winner, deren Lächeln trotz Maske zu sehen ist. Sie führt den bunten Blumenladen am Johann-Sebastian-Bach-Platz und war sechs Wochen lang nahezu arbeitslos. Bis auf die Soforthilfe, mit der sie laufende Geschäftskosten decken konnte, nahm sie in der Zeit nichts ein. Ansonsten lebte sie von ihren Ersparnissen. Bereits seit 25 Jahren führt sie den kleinen Laden, vorher war sie dort 16 Jahre selbst Angestellte. „Ich gehöre schon zum Inventar“, lacht die 61-Jährige mit den feuerroten Haaren. Für sie fiel dieses Jahr das Frühjahrs- und Ostergeschäft aus. „Die Leute sind da immer ganz verrückt nach Blumen.“ Auch die Hochzeiten, die ihr über den Sommer helfen, fallen weg. Dennoch bleibt sie positiv und freut sich über ihre Kunden, die sie jetzt nach langer Zeit wieder in ihrem kleinen, farbenfrohen Laden begrüßen darf.

Sabrina Rodehau eröffnete im Oktober vergangenen Jahres den Secondhandshop „La Cola“. Die Lockerungen nach der coronabedingten Schließung sieht sie als eine Art zweiten Neustart: „Wir sind wie Kinder, die vom Fahrrad gefallen sind. Es hat uns umgeworfen und wir wurden verletzt. Jetzt müssen wir wieder aufstehen, das Fahrrad reparieren und weiter geht's.“

Vor allem die ersten Tage der Wiedereröffnung überraschten die Ladenbesitzer. „Die erste Woche war besonders lebhaft, viel mehr als normal zu dieser Jahreszeit“, sagt Johannes Seyerlein, „Die Kunden haben Nachholbedarf.“ Diesen bemerkt auch das Mountain-Sports-Team, wenn auch in einer anderen Branche. „Die Leute wollen wieder raus und sich bewegen“, sagt Andreas Schmidt. Vor allem leichtes Schuhwerk wird aktuell bei ihm gekauft – und Multifunktionstücher. „Die kann man nämlich gut als Mund- und Nasenschutz verwenden.“

Ein paar Wirtschaftszweige profitieren sogar von der aktuellen Lage. Peter Horand bezeichnet sich selbst als Krisengewinner. „Früher wäre es undenkbar gewesen, dass die Leute vor einem Nähgeschäft Schlange stehen.“ Genau das passiert, seit die

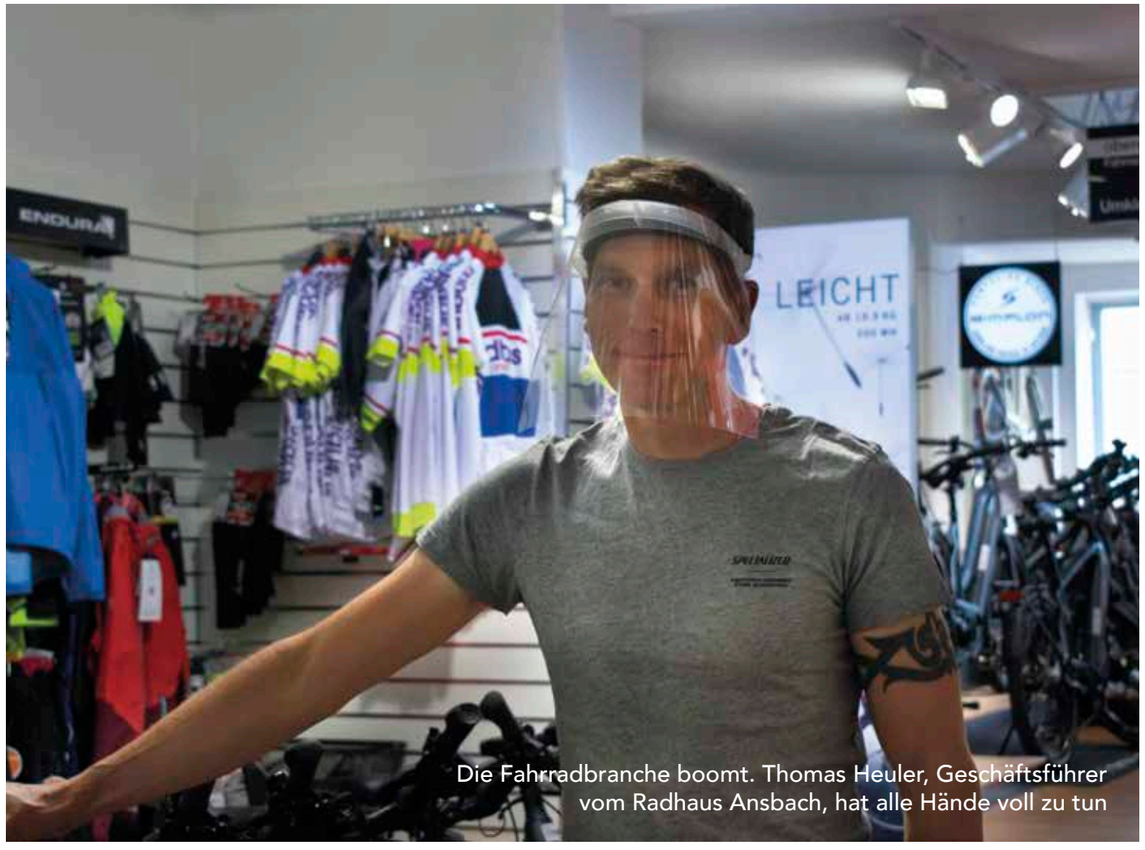
Türen wieder offen sind. Drinnen wechseln sich das Klingeln der Telefone und das der Türglocke im Minutentakt ab. Besonders gefragt sind derzeit Baumwollstoffe und Gummibänder für die selbstgenähten Stoffmasken. Horands Familie packt mit an. Sohn Simon ist ihm eine besondere Hilfe. „Ich bin sozusagen das Mädchen für alles“, lacht der 25-jährige Student. Er entwickelte ein „Gummi-Listensystem“, mit dem er schnell die Kundenwünsche nach den Maskenbändern erfassen konnte. „Wir hatten schon eine sechsseitige Warteliste für die Gummibänder, so gefragt waren die“, sagt er.

Auch für Stoffhändlerin Hildegard Bretzger geht es wieder bergauf. „Die Existenzängste sind noch da, aber mehr in den Hintergrund gerückt.“ Jetzt läuft der Laden besser als vor Corona „Jeder kauft Baumwolle, Gummi oder Masken.“ Sie selbst nähte etwa 130 Exemplare des Mundschutzes, die schon fast ausverkauft sind.

Die Fahrradbranche kann sich ebenfalls vor Aufträgen kaum retten. Die Verkäufer und Mechaniker arbeiten rund um die Uhr. Das zahlt sich aus. „Innerhalb von drei Wochen haben wir den Verlust der sechs Wochen, in denen der Laden geschlossen war, ausgeglichen“, sagt Thomas Heuler, einer der drei Geschäftsführer vom Radhaus Ansbach. „Wir haben das Glück, in einer boomenden Branche zu arbeiten und noch in der Hauptsaison zu sein.“

Auch im Stadtteil Eyb bemerkt Floristin Manuela Croner den Wertewandel der Kunden. Der Muttertag lief für sie in diesem Jahr so gut wie noch nie. „Die Leute sind dankbarer und bereit, mehr Geld für Blumen auszugeben.“

Die Ladenbesitzer sind froh über die Menschen, die nun wieder in ihre Geschäfte kommen. Für Sneewitta May waren die vergangenen Wochen ein Zueinanderfinden. Sie hofft, dass das Miteinander bleibt und der Einzelhandel auch weiterhin unterstützt wird. „Ohne die kleinen Geschäfte wäre die Innenstadt tot.“



Die Fahrradbranche boomt. Thomas Heuler, Geschäftsführer vom Radhaus Ansbach, hat alle Hände voll zu tun

Schöne Schaufenster

Die Mediendesignerin Warja Jones erkannte, wie wichtig es ist, den Einzelhandel zu unterstützen. Sie hat sich eine besondere Aktion ausgedacht, um den kleinen Läden zu helfen und bemalt deren Schaufenster mit passenden Motiven. „Kauft lokal“ schreibt sie dazu. „Die Leute sollen nicht mehr blind durch die Stadt gehen, sondern stehenbleiben und sehen, was es dort alles gibt“, wünscht sie sich. Inspiriert wurde die zweifache Mutter von der Regenbogen-Aktion. Dabei malten und bastelten Kinder in der Corona-Zeit Regenbögen und hängten sie an ihre Fenster. So zeigten sie Zusammenhalt untereinander. Daraus entstand der Gedanke: „Wie kann ich helfen?“ Jones kontaktierte die Inhaber. Jeder, der möchte, bekommt seither eine kostenlose Schaufensterbemalung. Inzwischen tragen schon neun Scheiben ihre Handschrift, vier weitere sind in der Innenstadt geplant. Auch das Brückencenter hat sich bei der Mediendesignerin gemeldet. „Je mehr Schaufenster bemalt sind, desto mehr Interesse wird geweckt“, hofft sie und fügt hinzu: „Hinter jedem Laden stecken Schicksale."

Warja Jones verziert die Schaufenster der Geschäfte, um die Einzelhändler zu unterstützen

VOR ORT

Der KASPAR, das Stadtmagazin der Hochschule Ansbach, feiert in diesem Semester zehnjähriges Bestehen. Ein Rückblick in eigener Sache

Dienstagabend, 17.45 Uhr, ist seit dem Sommersemester 2010 ein wichtiger Termin für die Blattmacher an der Hochschule Ansbach. Jede Woche treffen sich Journalismus-, Multimedia- und Betriebswirtschaftsstudierende mit Professorin Sabine Böhne-Di Leo in der Schreibwerkstatt zur Redaktionskonferenz. Gemeinsam begeben sie sich auf die manchmal zähe Suche nach Themen, besprechen interessante Aspekte und diskutieren über Fotos und Layouts.

Der KASPAR ist die älteste Lehrredaktion der Fakultät Medien. Von der Abwasserkanalisation über die Bildästhetik des hochschuleigenen Rasterelektronenmikroskops und das Leben im einzigen Hochhaus der Stadt bis hin zum zauberhaften Sport Quidditch gibt es kaum ein Thema in Ansbach, über das der KASPAR nicht berichtet hat.

Dennoch finden die Redakteure jedes Semester neue Inhalte und Blickwinkel. „Relevante Themen zu entwickeln, ist im Magazinjournalismus genau so wichtig, wie die gründliche Recherche und das Feilen an Texten“, sagt Professorin Böhne-Di Leo. Sie betreut das Heft seit der Gründung im Jahr 2010.

Zahlreiche angehende Journalistinnen, Fotografen, Layouterinnen und Anzeigenakquisiteure konnten schon ihre Fähigkeiten beim KASPAR erproben und sich auf das Berufsleben vorbereiten. Mit ihnen hat sich auch das Heft selbst gewandelt. Saß zu Beginn noch das gesamte Team als großer „bunter Haufen“ zusammen in der Konferenz, herrscht längst professionelle Arbeitsteilung. Neben der Textredaktion gibt es eine Bildredaktion, die seit fünf Jahren der Fotograf Berthold Steinhilber betreut.

Zeitschriften-Designerin Kerstin Tsafrir leitet die Layouter an. So bildet der KASPAR den klassischen Aufbau einer Zeitschriftenredaktion ab. Ein weiterer Meilenstein war die Kooperation mit der Fränkischen Landeszeitung, die seit dem Winter 2017/18 ihren Abonnenten pünktlich zum Erscheinungstermin den KASPAR in der Tageszeitung beilegt.

Obwohl die Sitzungen in der Schreibwerkstatt in diesem Semester aufgrund der geltenden Kontaktbeschränkungen nicht stattfinden können, arbeitet die Redaktion dennoch: per Video-Chat im Homeoffice und mit dem gebotenen Abstand bei Vor-Ort-Recherchen und Foto-Terminen an der frischen Luft. Wie in den letzten zehn Jahren beweisen Studierende und Betreuer auch im Umgang mit den aktuell widrigen Bedingungen vor allem eines: Kreativität.

TEXT: ANJA RISKE
LAYOUT: LISA GÖTZ

2010

2011

2012

2012

2013

2013

2014

2015

2015

2016

2017

2017

2018

2018

2019

2019

Feedback der Ehemaligen

Ex-Mitarbeiter berichten, wie ihnen die Teilnahme beim KASPAR im Job geholfen hat, was im Arbeitsleben ganz anders gelaufen ist und woran sie sich besonders gern zurückerinnern

Felix Futschik, 31

KASPAR: Text, Foto und Chefredaktion, Sommersemester 2015 bis Sommersemester 2016

Heute: Redaktionsvolontär Medienakademie Augsburg (Allgäuer Zeitung)

Was ist im Job ganz anders gelaufen, als du es vom KASPAR gewohnt warst?

Die Texte für eine Tageszeitung müssen im Vergleich zu einem Magazin natürlich viel schneller fertig sein. Oft hat man nach der Recherche nur sehr wenig Zeit für einen Artikel. Der Zeitdruck ist bei der täglichen Arbeit sehr hoch. Außerdem muss man selbst – egal bei welchem Thema – bereit sein, Fotos und Videos zu machen, um die Online-Kanäle zu bespielen.

Verena Sägenschnitter, 31

KASPAR: Text, Foto und Bildredaktion, Sommersemester 2010 bis Wintersemester 2011/12

Heute: PR- und Kulturreferentin Gemeinde Ursensollen, Leitung Veranstaltungssaal „kubus“

Was fällt dir ein, wenn du an die KASPAR-Redaktion zurückdenkst?

Ich denke gerne an die vielen lustigen, aber auch arbeitsintensiven Stunden in der Endphase der Produktion zurück.
In dieser Zeit war der Kaffeeautomat in der Mensa unser bester Freund.

Katharina Kistler, 33

KASPAR: Text, Sommersemester 2012

Heute: Chefin vom Dienst, Unternehmenskommunikation Flughafen München

Was ist im Job ganz anders gelaufen, als du es vom KASPAR gewohnt warst?

Die beste Story, die schönsten Bilder: Journalisten sind naturgemäß häufig Einzelkämpfer.
Beim KASPAR ging es gemeinschaftlicher zu, weil wir alle wollten, dass das Magazin so toll wie möglich wird. Im Berufsleben krachen da schon mal die Ellbogen aneinander.

TEXT: ANJA RISKE
LAYOUT: MARIA-ALICE MELZER

Alexander Hehn, 32

KASPAR: Art Direktion, Sommersemester 2010 bis Wintersemester 2010/2011

Heute: Senior Art Director

Was fällt dir ein, wenn du an die KASPAR-Redaktion zurückdenkst?

Was ich beim KASPAR gelernt habe ist, dass journalistische Maßstäbe nicht nur für Journalisten gelten müssen. Menschen und Themen so authentisch wie möglich darzustellen, visuell wie inhaltlich, ist heute das A und O in meinem Job. Wie das geht, habe ich in der KASPAR-Redaktion gelernt.
Außerdem habe ich meine Frau dort kennengelernt. Es ist bis heute der glücklichste Zufall meines Lebens.

Franziska Pahle, 33

KASPAR: Text und Anzeigenakquise, Wintersemester 2010/11 und Wintersemester 2011/12

Heute: Deskleiterin People/Unterhaltung Blick.ch

Was ist im Job ganz anders gelaufen, als du es vom KASPAR gewohnt warst?

Beim größten Boulevard-Medium der Schweiz kommt es auch mal vor, dass das Blatt kurz vor Druckschluss komplett umgeschmissen wird oder man wegen einer Klage bei der Polizei antraben muss.
Als People-Journalistin sind meine Geschichten nicht mit einer Story abgeschlossen. Ich begleite „meine" Prominenten durch verschiedene Lebensphasen. Ich muss übergreifend für Online, Print und TV denken.

Sebastian Panholzer, 32

KASPAR: Text und Bildredaktion Sommersemester 2011 bis Sommersemester 2012

Heute: Producer und Sprecher bei Welt der Wunder TV

Welche Erfahrungen waren für den Einstieg in die Berufspraxis besonders hilfreich?

Im Nachhinein betrachtet, waren für mich die Interviews und Recherchegespräche am hilfreichsten.
Für meinen ersten Artikel musste ich gleich mit Stadt und Staatsanwaltschaft telefonieren. Es ging um mögliche Brandstiftung oder sogar Versicherungsbetrug. Heftig für einen Zweitsemester, aber lehrreich. Diese Erfahrungen haben mir beim Jobeinstieg ein wenig die Berührungsangst vor ersten oder heiklen Interviews genommen.

Daniel Pfaff, 26

KASPAR: Foto und Bildredaktion, Sommersemester 2013 bis Sommersemester 2014 und Sommersemester 2015

Heute: Digital Manager bei den Rhein-Neckar Löwen (Handball-Bundesliga)

Welche Erfahrungen waren für den Einstieg in die Berufspraxis besonders hilfreich?

Über den Tellerrand hinaus schauen, auf höchste Sorgfalt achten, kreativ werden „müssen" – alles Dinge, die sowohl beim KASPAR als auch bei meinen späteren Jobs wichtig waren.
Besonders die Arbeit mit Fotografie, egal, ob Bilderstellung, -auswahl oder -bearbeitung, hat mir für meine weiteren Jobs viel gebracht. Auch wenn das tägliche Geschäft in einer Sportredaktion oder bei einem Profiklub natürlich deutlich schnelllebiger ist, als das beim KASPAR der Fall war.

Katharina Bill, 31

KASPAR: Text und Foto, Sommersemester 2010 bis Wintersemester 2011/12

Heute: Leitung Referat Marketing und Kommunikation der Hochschule Neu-Ulm

Was ist im Job ganz anders gelaufen, als du es vom KASPAR gewohnt warst?

Die KASPAR-Redaktion war ein geschützter Raum für mich. Niemand konnte etwas „richtig verbocken", da unsere Professorin ihre Hand über uns hielt.
In späteren Jobs war ich mehr auf mich selbst gestellt und merkte: Nicht alle älteren Kolleginnen und Kollegen teilen bereitwillig ihre Erfahrungen. Der KASPAR bot außerdem die Möglichkeit, sich unter reellen Bedingungen auszuprobieren. Derartige Spielwiesen gibt es im Berufsleben selten.

Lukas Gawenda, 24

KASPAR: Bildredaktion, Wintersemester 2017/18

Heute: Naturfotograf und Filmemacher

Was fällt dir ein, wenn du an die KASPAR-Redaktion zurückdenkst?

Die Redaktionssitzungen, Themenkonferenzen und Diskussionen haben mich oft an jene während meines Praxissemesters bei GEO in Hamburg erinnert – mit allem was dazu gehört: Kreativität unter Zeitdruck, Ego-Management, detailtreuer Perfektionismus ohne den Überblick, das große Ganze und die dahinfließende Zeit aus den Augen zu verlieren.

„Ich bin immer noch verblüfft,
wie überraschend und berührend
Lokaljournalismus sein kann,
wenn man Leute begleitet,
die etwas zu erzählen haben“

Ilona Kriesl

Manuel Endress, 31

KASPAR: Text und Chefredaktion, Sommersemester 2012 bis Wintersemester 2012/13 und Wintersemester 2014/15

Heute: Senior Editor bei JI Experience in München; zuständig für die Kommunikationsmittel des BMW Excellence Club

Welche Erfahrungen waren für den Einstieg in die Berufspraxis besonders hilfreich?

Ich persönlich habe als KASPAR-Chefredakteur sehr von den Tipps unserer Professorin profitiert.
Sie hat mir nicht nur beigebracht, wie man Texte Dritter richtig korrekturliest und redigiert, sondern vor allem auch, wie man darauf ein ordentliches Feedback gibt, sodass andere die eigenen Gedankengänge auch nachvollziehen und umsetzen können. Diese Erfahrungen sind mir bis heute regelmäßig hilfreich.

Ilona Kriesl, 29

KASPAR: Text und Foto, Wintersemester 2011/12 bis Sommersemester 2012

Heute: Redakteurin für Wissenschaft und Gesundheit, stern.de

Was fällt dir ein, wenn du an die KASPAR-Redaktion zurückdenkst?

Viele, viele Stunden voll mit spannender Themenplanung und Vor-Ort-Recherchen. Ich war und bin immer noch verblüfft, wie überraschend und berührend Lokaljournalismus sein kann, wenn man Leute begleitet, die etwas zu erzählen haben.
Nachhaltig beeindruckt hat mich etwa das Gespräch mit Gerda Haas, einer Holocaust-Überlebenden aus den USA, die nach über 70 Jahren zum ersten Mal in ihre Heimatstadt Ansbach zurückgekehrt war. Ich durfte sie im Sommer 2012 interviewen. Eine unfassbar starke und inspirierende Frau.

Fabian Tremel, 27

KASPAR: Layout und Art Direktion, Sommersemester 2013 bis Sommersemester 2017

Heute: Grafiker bei Marketing-Firma [kammama] in Nürnberg
Operative Leitung Pixel Campus, Hochschule Ansbach

Welche Erfahrungen waren für den Einstieg in die Berufspraxis besonders hilfreich?

Ich habe beim KASPAR gelernt, dass es immer hilfreich ist, wenn Journalisten sich auch mit Layout auskennen und Grafiker auch Ahnung von Journalismus haben. Dadurch entstehen tolle Synergien, die das Heft oft noch besser gemacht haben. Außerdem hat mir die Arbeit an dem Magazin noch mehr Lust auf gute Print-Designs gemacht.

Astrid Benölken, 26

KASPAR: Text und Chefredaktion, Sommersemester 2014 bis Sommersemester 2015

Heute: Master Digitale Kommunikation, Hamburg/Convergence Journalism Columbia; verschiedene freie Mitarbeiten

Welche Erfahrungen waren für den Einstieg in die Berufspraxis besonders hilfreich?

Ich bin damals aus dem Münsterland für das Studium nach Ansbach gezogen. Durch den KASPAR habe ich gelernt, wie ich mich journalistisch schnell in dieser neuen Umgebung zurechtfinde: Was für Themen bewegen die Leute vor Ort? Wie finde ich den Verantwortlichen für etwas? Zuletzt war ich journalistisch viel unterwegs: ein Jahr in den USA, zwei Monate Recherchereise in Tansania – und überall musste ich schnell Kontakte, Protagonisten und Themen finden.

Johannes Hirschlach, 25

KASPAR: Text, Wintersemester 2015/16 bis Sommersemester 2016 und Sommersemester 2018

Heute: Freier Mitarbeiter bei den Nürnberger Nachrichten und der Süddeutschen Zeitung
Student „M.A. Journalistik mit Schwerpunkt Innovation und Management“, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt

Was fällt dir ein, wenn du an die KASPAR-Redaktion zurückdenkst?

Schmutz und Dunkelheit – aber das ist nicht so tragisch, wie es klingt. Ich hatte mir vorgenommen, eine Geschichte über Ansbachs Untergrund zu schreiben.
Und dazu gehört eben auch, bei einer Kanalinspektion dabei zu sein. Super spannend, weil man gar nicht ahnt, was so alles unter einer Stadt steckt: vom ausgeklügelten Schleusensystem bis zu gigantischen Hallen.

Nadja Armbrust, 26

KASPAR: Text und Chefredaktion, Sommersemester 2014 bis Sommersemester 2015

Heute: Journalistin und Referentin, Strategie und Innovationsmanagement, Bayerischer Rundfunk

Welche Erfahrungen waren für den Einstieg in die Berufspraxis besonders hilfreich?

Komm damit klar, dass wenn du kritisch berichtest, auch eventuell deine Veröffentlichungen kritisiert werden. Das musst du aushalten. Nirgends kann man diese Resilienz besser aufbauen als im Ansbacher Lokaljournalismus – dort sieht man sich mindestens ein zweites Mal.
Als ich Jahre später als ARD-Korrespondenten-Vertretung das Verhalten des österreichischen Vizekanzlers kritisiert habe, hatte ich innerlich zum Glück das Selbstbewusstsein dafür.

Anzeige

LOUIS HOFMANN *Ihre Druckerei*

LOUIS HOFMANN Druck- und Verlagshaus GmbH & Co.KG
Domänenweg 9 · 96242 Sonnefeld · Telefon: 0 95 62 / 98 30-0 · Telefax: 0 95 62 / 98 30-44
eMail: info@LH-Druckerei.de · Internet: www.LH-Druckerei.de

Fichten und Kiefern sind nach wie vor die dominierenden Baumarten im Landkreis Ansbach. Der Umbau hin zum klimaresistenten Mischwald hat jedoch begonnen

TEXT: ALENA SPECHT
LAYOUT: ANNA SCHMIDBAUER
FOTO: MARIO KRAUSSER
SIMON AX

WALD IM WANDEL

Die Trockenheit der letzten Jahre macht dem Forst zu schaffen. Während die Bäume leiden, profitieren die Schädlinge. Forstwirte und Umweltschützer reagieren unterschiedlich

Die Wipfel der Fichten neigen sich im Wind. Der Forstweg führt eine Böschung hinauf, an Äckern und Wiesen vorbei und verschwindet nach einigen hundert Metern hinter einer Biegung. Über den Hügeln ragen der Kirchturm und die Dächer eines kleinen Örtchens bei Lehrberg hervor. Die Böen sind frisch an diesem Tag Mitte Mai, ein leichter Duft nach Erde und Holz liegt in der Luft. Die Szene wirkt nur auf den ersten Blick idyllisch. Carsten Wobser schlägt die Autotür zu und stapft zielstrebig durch das angrenzende Waldstück den Hang hinauf. Sein Hund Bruno ist längst oben. Bei jedem Schritt, den Wobser auf den Waldboden setzt, knackt es unter seinen Füßen. Trockene Äste, braune Fichtennadeln und Zapfen bedecken den Untergrund. Geschickt bahnt sich Wobser seinen Weg durch die Brombeerranken zwischen den Bäumen hindurch. Fichten, neben Fichten, neben Fichten. Oben am Hang erstreckt sich eine ebene Fläche. Kahl. Eine einzige dürre Eiche trotzt den

Windböen. Ansonsten erinnern nur Stümpfe daran, dass hier mal Bäume wuchsen. Carsten Wobser, 62, betreut das Gebiet. Als Revierleiter des Forstreviers Lehrberg im Landkreis Ansbach ist er verantwortlich für etwa 3500 Hektar Wald.

Die Fichten, die früher hier wuchsen, sind dem Borkenkäfer zum Opfer gefallen. Einige der Bäume waren erst etwa 40 Jahre alt, „eigentlich viel zu jung, um sie abzuholzen“, sagt Wobser. Das Areal dient nun der Bayerischen Landesanstalt für Wald und Forstwirtschaft als Monitoring-Standort für den Fichtenborkenkäfer. Dabei geht es um die Beobachtung, wann der Käfer in welcher Anzahl und in welchem Entwicklungsstadium auftritt, erklärt Wobser. Einmal in der Woche kommt der Förster hier her, um die Borkenkäferfallen zu kontrollieren.

„Oh, damit hätte ich jetzt nicht gerechnet“, sagt er überrascht, als er die erste Falle öffnet, die an einem Holzstab mitten auf der Kahlfläche hängt. Das Kästchen ist

> **Der Wald wird keine zehn Jahre mehr stehen**

voller kleiner dunkelbrauner Käfer. Es ist der Buchdrucker, der am weitesten verbreitete Fichtenborkenkäfer. Wobser schüttet die Tiere in einen Messbecher: 200 ml, das sind etwa 8.000 Tiere. „Das ist schon heftig“, sagt er stirnrunzelnd, „Ein ziemlicher Hotspot hier.“ In den letzten Wochen waren nicht halb so viele Schädlinge in der Falle.

Der angrenzende Fichtenwald eines Privatbesitzers ist ebenfalls von dem schädlichen Insekt betroffen. „Man kann damit rechnen, dass der keine zehn Jahre mehr steht“, sagt Andreas Egl, Abteilungsleiter am Amt für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten in Ansbach, der an diesem Tag gemeinsam mit Carsten Wobser über den Waldboden stapft. „Der Käfer hat hier das Potential, großen Schaden zu verursachen“, befürchtet Egl. „Aber die Sorge ist nicht neu. Wir haben damit gerechnet, dass heuer ein Käferjahr wird.“

Das hängt vor allem mit der außergewöhnlichen Hitze und Trockenheit der letzten Jahre zusammen. Der bayerische Sommer 2019 war der zweitwärmste seit Beginn der Wetteraufzeichnungen im Jahr 1881. Nur der Sommer 2003 war noch heißer. Auch 2015 und 2018 stellten Hitzerekorde auf. „Warme Sommer hat es früher auch gegeben“, sagt Egl. „Aber die Bäume können sich nicht erholen, wenn die Hitzeperioden in dieser Häufung auftreten.“ Auch der letzte Winter sei deutlich zu mild und trocken gewesen. „In der Regel füllen sich die Wasserspeicher dann auf. Bei gefüllten Bodenvorräten kann der Wald auch eine gewisse Zeit ohne Niederschläge überleben.“

Mit einem Messbecher schätzt Förster Carsten Wobser ab, wie viele Borkenkäfer in der Falle waren

Er hat den Plan für die Aufforstung der Kahlfläche: Andreas Egl vom Amt für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten in Ansbach

Ein gefundenes Fressen

Bleiben diese aber aus, schalten die Bäume auf Notbetrieb und können sich nicht mehr gegen die Schädlinge wehren. Die Fichte produziert bei schlechter Wasserversorgung kein Harz mehr, der Borkenkäfer hat freie Bahn. Unter der Rinde zerstört er die Nährstoff- und Transportbahnen. Die Fichte stirbt innerhalb weniger Wochen ab. Zusätzlich sorgt die erhöhte Temperatur für mehr Nachwuchs bei den Insekten. Wuchsen hierzulande früher zwei Generationen heran, schaffe der Käfer nun drei Generationen pro Saison, sagt Wobser. „Das exponentielle Wachstum macht einen enormen Unterschied.“ Das zeigt sich auch, als der Förster die zweite Borkenkäferfalle leert. Hier fängt er den Kupferstecher, einen Fichtenborkenkäfer, der eher auf schwächere Bäume geht. Rund 10.000 Stück sind in dem Kästchen, schätzt Wobser. „Da habe ich die letzten Wochen nur ganz wenige gefangen. Ich bin überrascht, dass es jetzt so viele sind“, sagt er und schreibt die Zahlen in ein kleines schwarzes Notizbuch.

Fichte und Kiefer dominieren den Waldbestand in Deutschland etwa seit dem 15. Jahrhundert. „Das späte Mittelalter galt als hölzernes Zeitalter“, sagt Andreas Hahn, Leiter der Abteilung Waldschutz an der Bayerischen Landesanstalt für Wald und Forstwirtschaft. Holz galt als wichtigste Ressource. „Es gab keine Kohle, keinen Torf, keine Kern- oder Solarenergie. Der Wald wurde regelrecht geplündert als Viehfutter, Viehintrieb und als Brenn- und Bauholz“, erklärt Hahn. „Die Wälder waren degradiert und runtergewirtschaftet. Mit dem Aufkommen der forstlichen Nachhaltigkeit ging es darum, diese zu restaurieren.“ Dafür waren Kiefern und Fichten die Baumarten der Wahl. Diese seien gut zu säen, würden auf Freiflächen schnell wachsen und kämen mit Frost zurecht, erklärt Hahn.

Auch die Holzwirtschaft benötigt das Nadelholz. Die Gründe dafür sind vielfältig. „Bei Nadelbäumen ist der Holzzuwachs höher, da sie mehr Energie in den Stamm investieren. Laubbäume haben eine größere Krone und mehr Äste“, sagt Jörg Ewald, Forstwissenschaftler und Spezialist für Botanik und Vegetationskunde an der Fakultät Wald und Forst der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf. Außerdem bilden Nadelbäume gerade Stämme. Das Holz sei gut zu verarbeiten und daher für die Massenverwendung besser geeignet. „Die ganze Technologie ist auf Nadelholz eingestellt. Deswegen bevorzugen Forstwirte, die Einkommen mit dem Wald erzielen wollen, Nadelbäume.“

Nach einem Borkenkäferbefall wird das gesamte Totholz aus dem Wald geschafft. Die angrenzenden Bäume leiden unter der plötzlichen Sonneneinstrahlung

Umdenken in der Forstwirtschaft

Der Klimawandel setzt den lange gepriesenen Baumarten allerdings zu. Die Fichte mag es grundsätzlich kalt und feucht, die Kiefer kalt und trocken. „Über Jahrhunderte wurde das hiesige Klima beiden Baumarten gerecht, aber inzwischen ist das nicht mehr der Fall“, sagt Andreas Egl vom Amt für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten aus Ansbach. Bis vor einigen Jahren machten Kiefern und Fichten noch mehr als 80 Prozent des Waldes im Landkreis aus. Heute sind es noch 60 Prozent. Tendenz fallend.

Die durch den Klimawandel entstandenen Waldschäden haben zu einem Umdenken der Forstleute geführt. Anstatt Monokulturen pflanzen sie nun Mischwälder. Umweltschützer fordern den Wandel seit Langem. „In naturfernen Nadelbaumforsten muss der Umbau der Wälder hin zu baumartenreichen Laubmischwäldern forciert werden“, heißt es in einer Pressemitteilung des Naturschutzbunds Deutschland vom April. Auf dem Nationalen Waldgipfel im September 2019 gab das Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft eine ähnliche Parole aus: „Klimaanpassungsfähige, naturnahe, nachhaltig bewirtschaftete Mischwälder, die das Risiko großflächiger Waldschäden mindern“, seien das Ziel.

Waldbesitzer Markus Pulst bereitet sich auf diesen Umbau vor. Mit einer Mistgabel schiebt er trockene Äste ins Feuer. Rauchschwaden ziehen zwischen den Fichten nach oben gen Himmel. Die rußverschmierte Hand hinterlässt schwarze Spuren auf seiner Stirn und dem weißen T-Shirt, als er sich den Schweiß abwischt. Pulst verbrennt Käferholz vom letzten Jahr, um alles für die Neupflanzung herzurichten. Erst kürzlich hat er dreieinhalb Hektar Wald von seinem Vater übernommen. Statt wie bisher auf Fichten, setzt er nun auf Laubholz. Eiche und Linde will er pflanzen, vielleicht auch Ulme. „Ich möchte den Wald erhalten als Lebens- und Erholungsraum“, sagt der 39-Jährige. In Rücksprache mit Wobser als zuständigem Förster klärt er ab, welche Baumarten für den Standort geeignet und auch in Zukunft resistent sind. An anderer Stelle hat er schon Mitte Dezember für Nachwuchs gesorgt. Die kleinen Douglasien, Eichen, Zedern, Buchen, Elsbeeren und Speierlinge sind zwischen den Brombeerranken und dem hohen Gras kaum zu erkennen. „Ein bisschen blass, aber sie steht noch“, schmunzelt Pulst, als er eine Zeder begutachtet. „Wir müssen schauen, dass wir sie hochkriegen. Ich werde das über das Jahr beobachten und entsprechend nachpflanzen.“

Der Mischwald bietet laut Forstwissenschaftler Jörg Ewald verschiedene Vorteile. „Ökologisch gesehen ist er stabiler, weil die Wahrscheinlichkeit, dass alle Baumarten zum selben Zeitpunkt absterben oder Probleme bekommen, geringer ist. Wenn es eine Art trifft, hat der Forstwirt immer noch einen Bestand, in dem die übrigen Baumarten gut dastehen.“ Laubbäume durchwurzelten außerdem den Boden tiefer, enthielten mehr Nährstoffe in ihrem Laub und seien für Bodentiere ein besseres Substrat, erklärt er. „In einem Mischwald verbessern die Laubbäume die Lebensbedingungen für die wenigen Nadelbäume.“ Ökonomisch betrachtet könne man den Wald mit Aktiendepots vergleichen. Auch hier werde versucht, das Risiko zu streuen. „Am Holzmarkt kann es genauso passieren, dass die Nachfrage für eine Baumart wegbricht, wie jetzt bei der Fichte aufgrund eines Überangebots durch den Borkenkäfer. Mit einem Mischwald hat der Waldbesitzer während einer Durststrecke noch andere Baumarten, die er am Markt absetzen kann.“

Der Buchdrucker ist der am weitesten verbreitete Fichtenborkenkäfer. Dieses Mal sind erstaunlich viele in der Falle

Für den neuen, klimaresistenten Mischwald sind Förster und Waldbesitzer auf der Suche nach Ersatzbaumarten. Bei der Aufforstung gehe die Forstverwaltung Ansbach nach einem vierstufigen Prinzip vor, erklärt Andreas Egl. Zuerst suchen die Verantwortlichen nach klimaresistenten heimischen Baumarten, die für den Standort geeignet sind. Dabei sezten sie beispielsweise auf Buche und Weißtanne. Dann werden seltenere heimische Baumarten, wie Elsbeere oder Speierling, bedacht. Als dritte Möglichkeit berücksichtigen sie heimische Baumarten, die in anderen Ländern mit genetischen Abweichungen vorkommen und dadurch klimaresistenter sind, zum Beispiel die Schwarzkiefer aus dem Mittelmeerraum statt der heimischen Waldkiefer. Letzte Wahl sind neue, nicht-heimische Baumarten. Die Atlaszeder oder die Douglasie sind inzwischen auch in Deutschland beliebt. Egl warnt jedoch: „Es ist immer ein Risiko, wenn man fremde Baumarten in ein Ökosystem einbringt." Viele Förster, Waldbesitzer und Forstverwalter favorisieren vor allem alternative Nadelbaumarten, um den Ansprüchen der Holzindustrie weiterhin gerecht zu werden.

> **Die Douglasie war lange ein Hoffnungsträger**

Die Douglasie etwa galt als Zukunftsbaumart, sagt Egl. Ursprünglich heimisch im pazifischen Nordamerika, werde der Nadelbaum seit über 100 Jahren hier angebaut. „Die Douglasie war lange ein Hoffnungsträger, weil man dachte, dass es da keinen Käfer gibt. Aber inzwischen haben wir zehn verschiedene Schädlinge an der Douglasie", kritisiert Heinz Bußler, ehemaliger Förster und seit über 40 Jahren Mitglied des Bund Naturschutz Ansbach. Auch funktioniere der vermeintliche Wunderbaum nur auf bestimmten Böden. „Wenn man glaubt, man könne in hohem Maß Douglasien ansiedeln und wäre absolut sicher, dann ist das ein Irrglaube. Die spannende Frage nach der neuen Wirtschaftsbaumart ist nach wie vor offen."

Forstrevierleiter Carsten Wobser setzt dennoch auf diese Nadelbaumart. Bei Ballstadt, einem Ortsteil des Marktes Lehrberg, hat er nach einem Käferbefall letzten Herbst die Fichten rausgeholt und 325 Jungpflanzen gesetzt. Douglasie und Weißtanne. Etwa einen halben Meter sind die Bäumchen hoch. Hüllen aus Plastik und Drahtgitter schützen sie gegen Wildverbiss. Einige hundert Meter weiter bedeckt gemulchtes Holz den Boden. Während das verwertbare Holz auf Länge geschnitten, aus dem Wald gebracht und auf Holzlagerplätzen außerhalb des Forstes gelagert wurde, habe man Krone und Äste waldschutzwirksam verarbeitet, berichtet Carsten Wobser. Durch das Mulchen des nicht verkaufbaren Holzes könne kein Käfer mehr darin überleben oder brüten. Umweltschützer plädieren jedoch dafür, ganze Baumstämme im Wald liegen oder stehen zu lassen. „Durch das Entfernen des Holzes aus dem Wald entzieht man Nährstoffe", sagt Andreas Egl. Grundsätzlich solle versucht werden, totes Holz, das nicht verkauft werden könne, im Wald liegen zu lassen. Der Naturschutzbund stimmt zu: Totholz sei wichtig für die Wasserverfügbarkeit, die natürliche Humus- und Bodenbildung und für die Artenvielfalt, heißt es im 12-Punkte-Papier „Wald und Forstwirtschaft im Klimawandel". Bei der Fichte ginge das aber wegen des Borkenkäfers nicht, entgegnet Egl. „Hier muss man sauber arbeiten." Förster und Umweltschützer Heinz Bußler widerspricht: „Der Glaube war immer, dass es zu keiner Borkenkäfervermehrung mehr kommt, wenn man das Totholz rausräumt. Aber es zeigt sich, dass es bei einer Massenvermehrung kein Halten gibt. Selbst mit intensiven Kontrollen kommt man da nicht hinterher. Es ist Augenwischerei zu glauben, man könnte damit was aufhalten." Entferne man betroffene Bäume aus dem Wald, erhöhe sich durch die entstehenden Kahlflächen vielmehr die Anfälligkeit der gesunden Bäume. „Es entsteht ein Loch im Wald, wo die Sonne reinscheint. Für die Bäume am Rand wird es dann kritisch. Die mögen es nicht, besonnt zu werden", kritisiert Bußler. „Entweder werden die Bäume aufgefressen oder wir schneiden sie um. Der Effekt ist der gleiche. Die Fichte ist weg." Durch den übersättigten Holzmarkt lohne es sich aber oft nicht, das Holz zu verkaufen. Die Aufarbeitungskosten seien teilweise höher als die Erlöse. Daher plädiert er dafür, die abgestorbenen Bäume stehen zu lassen und darunter aufzuforsten. „Totholz speichert das Wasser und die Fläche ist wesentlich feuchter. Auch wirft der stehende tote Baum Schatten und bremst den Wind ab."

An der Aufforstungsstelle Ballstadt hat Förster Carsten Wobser das befallene Fichtenholz aus Angst vor weiterer Borkenkäferausbreitung entfernt, die alten Kiefern stehen aber noch. „Als Schirm und Schutz für die jungen Bäume." Dennoch bleibt seine große Hoffnung für diesen Sommer: Regen. Am besten ein langanhaltender Landregen. Die vereinzelten Niederschläge der letzten Wochen hätten den frisch gepflanzten Bäumen gutgetan. „Aber für die Altbäume macht das nicht viel aus. Die Wasserspeicher sind nach wie vor nicht ausreichend gefüllt", sagt er mit nachdenklichem Unterton in der Stimme. „Es ist klar, dass es wärmer wird, aber wie sich der Niederschlag entwickelt, ist schwer zu prognostizieren."

Als Carsten Wobser Hund Bruno in den Kofferraum seines Autos verfrachtet hat und noch einmal nach oben schaut, huscht ein Lächeln über sein Gesicht. Ein Schwarzspecht fliegt über die Baumkronen. „Das ist ein gutes Zeichen", sagt der Förster. Der Vogel bevorzugt naturnahe Wälder. „Sieht man einen Schwarzspecht, weiß man, dass der Lebensraum passt und er hier Bäume findet, in denen er seine Höhlen anlegen kann."

Anzeige

SEIT 1716 — 300 JAHRE
FR. SEYBOLD'S
SORTIMENTS-BUCHHANDLUNG

Inh.: Johannes Seyerlein
Karlstraße 10
91522 Ansbach
Tel. (0981) 27 66
Fax (0981) 1 51 50

www.seyerlein.de
info@seyerlein.de

„Weil man darüber berichten muss“

Der Ansbacher Student und Journalist Jonas Miller über gefährliche Recherchen im rechtsradikalen Milieu, Neonazi-Aussteiger und den Sinn seiner Arbeit

KASPAR: Du arbeitest bereits als Journalist. Warum studierst du überhaupt noch Ressortjournalismus?

Jonas Miller: Das Studium finde ich wegen der Schwerpunkte Politik und Wirtschaft so spannend. Ich arbeite in einer Politik-Redaktion und wollte mich explizit mit den Ressorts Politik und Wirtschaft beschäftigen - wissenschaftlich und im Rahmen eines Studiums. Als Journalist ist es gut, wenn man sich spezialisiert.

KASPAR: Deine Recherchen führen dich insbesondere in die rechtsradikale Szene. Was hat dein Interesse daran geweckt?

Jonas Miller: Angefangen hat das während meiner Schulzeit. Wir haben an der bundesweiten Aktion „Schule ohne Rassismus - Schule mit Courage“ teilgenommen. Das ist 16 Jahre her. Rechtsextreme Gruppierungen sind damals massiv an Schulen und Schüler herangegangen und haben versucht, ihre Propaganda zu verbreiten.

KASPAR: Wie rutscht man in die rechte Szene ab?

Jonas Miller: Es gibt nicht den einen Grund - es sind vielfältige Gründe. Rechtsextreme Musik ist oftmals die Einstiegsdroge. Sie propagiert rechte Inhalte und gibt sie so an die Jugend weiter. Ich glaube, es ist für viele auch eine Art Rebellion. Als Neonazi bist du ein Outlaw, ein Verbrecher der Gesellschaft. Mit dir will niemand etwas zu tun haben. Das mag vielleicht auch für junge Leute ein Anziehungspunkt sein. Außerdem sind Neonazis oft in Gruppen unterwegs. Die können ein Zugehörigkeitsgefühl vermitteln.

KASPAR: Was machen die Rechtsextremen genau in ihrer Szene?

Jonas Miller: Es gibt Kameradschaftsabende, Liederabende, gemeinsame Besäufnisse. Aber auch öffentliche Kundgebungen, Demonstrationen oder Flyer-Verteilungen. Sportevents sind in den letzten Jahren besonders im Kommen. Und

Jonas Miller am Zeppelinfeld des Nürnberger Dokumentationszentrums Reichsparteitagsgelände

natürlich sind auch Konzerte ein ganz großes Thema. Damit kann extrem viel Geld eingenommen werden.

KASPAR: Gehst du selbst auch zu solchen Treffen für deine Recherchen?

Jonas Miller: Öffentliche Veranstaltungen wie Demonstrationen begleite ich ganz normal mit der Kamera und trete dort offen auf. Bei konspirativen Treffen versuche ich natürlich nicht aufzufallen. Ich war letztes Jahr in Norditalien auf einem Konzert von „Blood and Honour“, das ist eine verbotene rechtsextreme Gruppierung, die weltweit agiert. Ich habe undercover mit einem Kollegen gearbeitet. Wir haben gefilmt und fotografiert und hatten dabei immer Angst aufzufliegen. Das war für uns sehr gefährlich. Wenn man irgendwo in Italien mit einer Videokamera auf dem Feld liegt und überall Neonazis um einen herum sind, dann muss man aufpassen, dass es keinen Ärger gibt. Sicherheit geht immer vor.

KASPAR: Was hätte im Ernstfall passieren können?

Jonas Miller: Sie hätten uns verprügeln und unser Equipment stehlen oder uns sogar noch heftiger attackieren können. Es ist ein Konzert, die Leute sind angetrunken. Auf dem Programm steht Rechtsrock mit sehr gewaltverherrlichenden Texten. Die Ideologie der Rechtsextremen baut auf Gewalt und Unterdrückung auf. Die Attentate der vergangenen Monate zeigen erneut, dass die Szene nicht vor Morden zurückschreckt.

KASPAR: Warum begibst du dich in solche Gefahrensituationen?

Ich sehe das große Problem, dass es immer erst zu Gewalttaten kommen muss, bevor gehandelt wird

Jonas Miller

Jonas Miller: Ich bin der Meinung, dass staatliche Behörden oft viel zu langsam agieren und viel zu wenig hinschauen. Ich begebe mich in diese Gefahr, weil es wichtig ist, über rechtsextreme Strukturen aufzuklären. Das ist mein Antrieb. Aber es gab durchaus Situationen, nach denen ich mir überlegt habe, ob ich das noch so weitermachen kann.

KASPAR: Was waren das für Situationen?

Jonas Miller: In Italien auf dem Konzert von „Blood and Honour“ haben wir in einem verspiegelten Mietwagen gearbeitet. Deutsche Neonazis haben neben uns geparkt. Es waren auch Typen dabei, die uns kannten. Sie haben in unser Auto hineingeschaut, und wir haben so getan als würden wir schlafen. Wir hatten große Angst. Es war extrem gefährlich.

KASPAR: Was reizt dich genau an der Recherche in solchen Szenen?

Jonas Miller: Mittlerweile arbeite ich auch zum Thema Islamismus, organisierte Kriminalität und Terrorismus. Das sind Bereiche, die ich hochspannend finde, weil sie über den Termin-Journalismus hinausgehen. Mich reizt die investigative Recherche, bei der man tiefer bohren muss. Es geht um Ungerechtigkeiten und Dinge, die aufgeklärt werden müssen.

KASPAR: Zieht dich die Gefahr an?

Jonas Miller: Es ist nicht die Gefahr, die mich persönlich anzieht. An die Drohungen habe ich mich schon ein Stück weit gewöhnt – so blöd das klingt. Dieser Themenkomplex zieht mich an. Ich finde alles, was mit Extremismus, Terrorismus und Kriminalität zu tun hat, wahnsinnig spannend. Nicht weil ich auf Gefahr stehe, sondern weil man darüber berichten muss.

KASPAR: Stößt du bei deiner Recherche immer wieder an deine eigenen Grenzen?

Jonas Miller: Es kommt ab und zu vor. Aber ich versuche, so gut wie möglich meine Kollegen und mich zu schützen. Ich habe eine geheime Wohnanschrift und wenn ich von der Arbeit nach Hause fahre, fahre ich immer andere Wege. Darauf habe ich mich schon eingestellt, weil es in der Vergangenheit sehr viele Gefährdungssituationen gab. 2011 wurde mein Auto angezündet, ich habe Morddrohungen erhalten und Todesanzeigen per Post bekommen. Die Neonazis haben in der Nähe meines Wohnumfelds immer wieder Graffiti gesprüht, von wegen „Jonas Miller du Fotze, wir kriegen dich.“

KASPAR: Schüchtern dich solche Graffiti und Morddrohungen ein?

Jonas Miller: Ich muss ehrlich sagen, wenn ich wieder eine Morddrohung bekomme, dann bin ich im ersten Moment natürlich schon erschrocken. Trotzdem schüchtern sie mich nicht ein, sondern lassen mich wachsam bleiben.

KASPAR: Wie weit würdest du dich bedrohen lassen?

Jonas Miller: Das Leben ist mir schon sehr wichtig, das würde ich nie aufs Spiel setzen. Ich kann die Frage nicht beantworten, weil ich die Erfahrung noch nicht gemacht habe. Es war noch nie so weit, dass ich sagen würde, ok jetzt ist Schluss. Ich hoffe, dass das auch nie passieren wird.

KASPAR: Für deine Recherchen redest du viel mit Aussteigern. Was sind die Gründe, warum Menschen die Szene verlassen wollen?

Jonas Miller: Die sind vielfältig. Ganz oft sind es persönliche Gegebenheiten, die dazu führen, dass diese Menschen ihr Handeln hinterfragen. Viele begreifen nach einiger Zeit, dass sie einer Ideologie anhängen, die zutiefst menschenverachtend ist. Das sind meine subjektiven Eindrücke. Wenn Aussteiger auf mich zukommen, hat das immer den Hintergrund, dass Neonazis gerne mit Personen sprechen, die sich in der Thematik auskennen. So können sie sich alles von der Seele reden.

KASPAR: Es ist also möglich, solchen radikalen Ansichten den Rücken zu kehren?

Jonas Miller: Es braucht natürlich eine gewisse Zeit. Man kann kein aktiver Neonazi sein und dann von heute auf morgen mit dieser Ideologie brechen. Das zieht sich über einen langen Zeitraum hin, weil man dabei eine komplette Weltanschauung über den Haufen wirft. Sie brechen nicht nur mit der Ideologie, sondern auch mit ihrem kompletten sozialen Umfeld.

KASPAR: Ist es sehr gefährlich aus der rechten Szene auszusteigen?

Jonas Miller: Ja. Aussteiger gelten als Verräter an der Sache. Viele haben sehr große Angst. Deswegen ziehen sich viele offiziell aus familiären oder privaten Gründen zurück. Ein Großteil meiner Informanten aus der rechtsextremen Szene besteht auf Vertraulichkeit. Einfach wegen der großen Gefahr, die ihnen aus der Szene droht.

KASPAR: Entwickelt sich die rechte Szene weiter?

Jonas Miller: Ja, wir beobachten einen extremen Radikalisierungsschub. Vor allem seit es die AfD gibt. Neonazis sehen, dass es viele Menschen in Deutschland gibt, die ihre rechtsradikalen Einstellungen befürworten. Ich habe beobachtet, dass sich organisierte Neonazis, die aus Hardcore-Kameradschaften kommen, auf AfD-Demonstrationen sammeln. Sie laufen mit und tragen sogar AfD-Schilder. Die rechte Szene wächst und mit ihr auch rassistische Einstellungen.

KASPAR: Wir scheinen in unserer Gesellschaft kein wirkliches Bewusstsein für die Gefahr zu haben, die von der rechten Szene ausgeht.

Jonas Miller: Genau das ist das große Problem. Wenn etwas passiert, wie das Attentat in Halle oder der Mord an Walter Lübcke, gibt es einen großen Aufschrei. Aber dann ist das Thema wieder vergessen – jedenfalls bis zum nächsten großen Attentat. Das hat mit unserer sensationslüsternen Gesellschaft zu tun, aber auch mit der Politik. Rechtsextremismus wurde jahrelang verharmlost und konnte sich dann sehr ausbreiten. Die Gesellschaft hat über Jahre weggeschaut.

Jonas Miller

„Widerliche Volksverräter wie ihr verdienen Genickschüsse“, heißt es in einer Hass-Nachricht, die Jonas Miller in seinem E-Mail-Postfach fand. Unterzeichner: das sogenannte Staatsstreichorchester, das in den letzten Monaten mehrfach Drohungen an Politiker und Journalisten versendet hat.

Der 31-jährige Journalismus-Student der Hochschule Ansbach ist Mitarbeiter des investigativen Rechercheteams des Bayerischen Rundfunks und der Nürnberger Nachrichten. Er ermittelt insbesondere über die rechtsextreme Terrorzelle NSU. Für den NSU-Untersuchungsausschuss des Deutschen Bundestages erstellte Miller ein Gutachten über die nordbayerische Neonazi-Szene. Daneben war der Journalist Sachverständiger für den NSU-Untersuchungsausschuss im thüringischen Landtag. Neben seinen Recherchen zur rechten Szene arbeitet Miller unter anderem als Autor für ZEIT ONLINE.

KASPAR: Bewegen wir uns zurück in der Zeit?

Jonas Miller: Geschichte ist immer einmalig. Ich glaube, dass unsere Demokratie stark genug ist, sich gegen Rechtsextreme und Nationalsozialisten zu wehren. Aber die Gesellschaft ist anfällig.

KASPAR: Gibt es eine rechtsradikale Szene in Ansbach?

Jonas Miller: Ja, es gibt auch hier Neonazis. Die sind allerdings in Kameradschaften aktiv, die sich nicht speziell auf die Stadt gerichtet haben. Sie sind in bayernweite Strukturen eingegliedert. Es gab eine Gruppe mit zehn bis 15 Leuten im Raum Ansbach, die in einer verbotenen Gruppierung aktiv waren. Diese Leute gibt es auch heute noch. Sie sind jetzt im Dritten Weg aktiv, treten aber in der letzten Zeit ziemlich selten auf. Die rechtsextreme Szene hat in Nordbayern öffentlichkeitswirksam ziemlich zurückgeschraubt und ihre Aktivität eher nach Ostdeutschland verlagert.

KASPAR: Also müssen sich die Ansbacher keine großen Sorgen machen?

Jonas Miller: Es gibt hier keine rechtsextremen Gruppierungen im Aufschwung. Auch in Nürnberg oder Fürth sind sie gerade eher in der Defensive. Das darf man aber nicht unterschätzen. Denn gerade im Zuge der Corona-Krise versuchen Rechte sich als Hilfspersonen anzubieten. Obwohl Neonazis gerade ruhig sind, muss man trotzdem schauen, was hinter den Kulissen passiert. Das ist die Arbeit, die wir Journalisten und Journalistinnen machen.

KASPAR: Was willst du mit deinen Recherchen erreichen?

Jonas Miller: Das Thema Rechtsextremismus wurde Jahre lang verharmlost – auch von der Politik. Es war ein Fehler. Das sieht man an den Geschehnissen der vergangenen Wochen und Monate. Wir haben den Mord an dem CDU-Politiker Walter Lübcke. Wir haben die Anschläge in Halle und Hanau. Das ist mein Antrieb: Öffentlichkeit herstellen, um über die Gefahren, die vom Rechtsextremismus ausgehen, aufzuklären. Ich sehe das große Problem, dass es immer erst zu Gewalttaten kommen muss, bevor gehandelt wird.

KASPAR: Kann der Journalismus in diesem Themenbereich überhaupt etwas bewegen?

Jonas Miller: Ja, sonst würde das Ganze keinen Sinn machen. Nach journalistischen Recherchen wurden Neonazi-Gruppen verboten. Es gab Razzien, Rechtsextreme wurden festgenommen. Es ist sehr wichtig, dass es große journalistische Veröffentlichungen gibt, die auf das Thema aufmerksam machen. Es gibt die Zivilgesellschaft auf der einen Seite, es gibt die Politik auf der anderen. Wir als Journalisten und Journalistinnen sind das Bindeglied dazwischen. Wir schauen sowohl den einen als auch den anderen auf die Finger.

TEXT: MAJA SCHIRRLE
FOTO: MAIKE STEINBORN, RAPHAEL ROTHER
LAYOUT: LEA KÖBERL

Anzeige

Wir kümmern uns um Ihre Versicherungs- und Finanzfragen!

LVM-Versicherungsagentur
Matthias Weis
Münchener Straße 18, 91567 Herrieden, Telefon 09825 927200

LVM VERSICHERUNG

ABGESCHOTTET

Die Bewohner der Ansbacher Seniorenheime leiden unter der anhaltenden Isolation. Sie vermissen ihre Familien. Auch Angehörige und Angestellte belastet die Situation

Die Bewohnerin:
Sonja Wildenhain

„Ich komme mir vor wie im Mittelalter mit der Pest“, sagt Sonja Wildenhain, „Und wir sind die Aussätzigen.“ Die 88-Jährige lebt im Vitalis Wohnpark in Ansbach. „Die meiste Zeit sitze ich einsam

„Die meiste Zeit sitze ich einsam und verlassen in meinem Zimmer“

und verlassen in meinem Zimmer.“ Normalerweise bekommt Wildenhain regelmäßig Besuch von ihrer Tochter. Jetzt kann sie ihr nur noch durch die Fensterscheibe zuwinken, wenn Charlotte Teuber ihrer Mutter Essen oder frische Wäsche vorbeibringt. „Wenigstens kann ich sie so ab und zu sehen und schauen, ob sie noch so aussieht wie vorher“, lacht die kleine, fröhliche Seniorin.

Am meisten hat die rüstige 88-Jährige mit der Langeweile zu kämpfen. „Für mich ist sie tödlich“, sagt sie. Wildenhain nimmt zwar an Aktivitäten wie dem gemeinsamen Kochen und Backen teil, doch in den kleinen Gruppen mit Abstand zwischen den einzelnen Leuten macht es ihr nicht mehr so viel Spaß. „Früher war das sehr lustig, wir haben immer gemeinsam gesungen“, sagt sie. „Aber jetzt können wir uns nicht mal mehr richtig unterhalten.“ Die Gespräche sind es, die der aufgeschlossenen alten Dame besonders fehlen. „Die Leute wissen gar nicht, worüber sie sprechen sollen. Und wenn, dann ist es Corona“, beklagt sie sich. Sie mag die bedrückte Stimmung im Wohnheim nicht. „Warum können die Leute nicht mal lustig sein?“, fragt sie lachend. Vorher saßen die Bewohner oft in einem Aufenthaltsbereich im zweiten Stock zusammen. Sie sahen aus dem Fenster und beobachteten die Leute auf der Straße unter ihnen. „Das war immer so interessant, aber jetzt passiert da unten auch nichts mehr.“

Sonja Wildenhain kommt ursprünglich aus Nürnberg und vermisst das Großstadtleben. Vor zwei Jahren musste sie es gegen die ruhige Ansbacher Kleinstadt eintauschen. Durch ihre Rheuma-Erkrankung kann sie alleine nicht mehr gut laufen und ist teilweise auf Hilfe angewiesen. Deshalb beschlossen sie und ihre Tochter Charlotte Teuber den Umzug in ein Pflegeheim in der Nähe. Die kurze Entfernung der beiden bringt jedoch nicht viel in einer Zeit, in der weder Angehörige in das Gebäude hinein noch Bewohner hinaus dürfen. „Es ist nicht einfach, wenn die Familie so nah ist, man sie aber nicht sehen kann“, sagt Wildenhain traurig.

Sie sehnt sich nach den gemeinsamen Ausflügen und Wochenenden bei ihrer Tochter. „Ich weiß ja auch nicht, ob ich nochmal bessere Zeiten erlebe“, meint sie, „aber die Hoffnung stirbt zuletzt.“ Trotz quälender Langeweile und ausbleibender Besuche lässt sich Sonja Wildenhain nicht entmutigen: „Ich bleibe lustig und mache das Beste daraus.“

„Ich bleibe lustig und mache das Beste daraus“

Die Tochter:
Charlotte Teuber

„Eigentlich ist sie richtig eingebunden in das Familienleben“, sagt Charlotte Teuber über ihre Mutter Sonja Wildenhain. Bevor die Türen des Seniorenheims für Besucher geschlossen wurden, holte sie ihre Mutter regelmäßig an Wochenenden ab und unternahm etwas mit ihr. Gemeinsam machten sie Ausflüge in die Umgebung und besuchten die alte Heimat der 88-jährigen Nürnbergerin. Am liebsten gingen sie dann einen Kaffee trinken. „Meine Mutter hat ein Faible für Cafés, am besten schick angezogen und ganz edel“, lacht Teuber. Auch die Einkaufsläden blieben vor den beiden nicht sicher. „Meine Mutter liebt es, zu shoppen.“ Größere Reisen tritt das Duo ebenfalls gerne an. Vor ein paar Jahren flogen sie nach Dubai. Auch dieses Jahr wollten sie wieder gemeinsam Urlaub machen, doch die geplante Schiffsreise mussten sie stornieren.

Teuber macht sich Sorgen, dass ihre Mutter gerade nicht genug Ansprache bekommt. Die beiden telefonieren jetzt jeden zweiten Tag, und auch Wildenhains Enkelinnen melden sich oft bei ihr. „Wir sind nicht komplett weg.“ Obwohl sie sich um ihre einsame Mutter sorgt, ist sie froh über die Betreuung im Seniorenheim. „Wenn ich sehe, wie

sich die Leute draußen verhalten, bin ich froh, dass sie nicht selbst einkauft.“

Am Muttertag durften sich die beiden nach fast zwei Monaten Trennung endlich wieder sehen. „Der Besuch war verdammt schnell vorbei“, erinnert sich die 69-Jährige. Kaum eine Stunde blieb ihnen für das Treffen. Charlotte Teuber weiß genau, wo es ihre Mutter hinziehen wird, wenn sie wieder das Heim verlassen darf. „Das erste wird ein Besuch im Café sein.“

Die Bewohnerin:
Erika Schaible

„Am meisten vermisse ich meine Kinder.“ Der Satz ist nicht viel mehr als ein zitterndes Flüstern. Erika Schaible leidet sehr unter dem Besuchsverbot. Die 90-Jährige ist Mutter von drei Söhnen. Jeden Tag telefoniert sie mit ihnen, aber sehen kann sie sie nicht.

Sie kam im Frühjahr 2019 in die Seniorenresidenz. Im September stürzte Erika Schaible und musste bis Ende des Jahres im Krankenhaus bleiben. Seitdem ist sie auf einen Rollstuhl angewiesen. Um das Laufen erneut zu lernen, bekam sie jede Woche zweimal Therapie. Damit war Schluss, als die Türen des Heims für Besucher geschlossen wurden. „Ich könnte schon längst wieder laufen, wenn das nicht passiert wäre“, sagt Erika Schaible traurig. Drei Mal die Woche wird sie zur Dialyse ins Krankenhaus gebracht. Ansonsten darf sie das Heim nicht verlassen. Sie hätte gerne ein Stück ihrer Selbstständigkeit zurück und sehnt sich nach kurzen Spaziergängen an der frischen Luft. Dennoch macht sie das Beste aus der schwierigen Situation. Langweilig wird ihr im Pflegeheim nicht. „Ich suche mir schon immer Beschäftigung“, sagt sie. Die alte Dame mit den schneeweißen Locken singt, bastelt und rätselt gerne im gemeinsamen Wohnraum mit den anderen Senioren. Sie freut sich über die Geburtstagsfeiern, die nach wie vor jeden Monat stattfinden. Auch für eine Partie „Mensch ärgere dich nicht“ ist sie jederzeit zu haben. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist das Kegeln.

Als ihr Sohn Thomas sie endlich am Muttertag besuchen durfte, war Erika Schaible sehr glücklich. Dennoch war die kurze gemeinsame Zeit ungewohnt. „Ich hatte ihn zwar direkt vor mir, wir konnten uns aber nicht umarmen“, bedauert sie. Inzwischen sorgen die Lockerungen für Abwechslung. Angehörige dürfen wieder vorbeischauen. Besuche zu medizinischen Zwecken sind ebenfalls erlaubt. Ihre Therapeutin bringt die 90-Jährige nun regelmäßig auf Trab. „Ich hoffe, dass ich bald wieder alleine laufen kann.“

„Ich hatte ihn zwar direkt vor mir, wir konnten uns aber nicht umarmen“

Der Sohn:
Thomas Schaible

„Es fühlte sich fast so an, als wäre sie gestorben“, meint Thomas Schaible. Er kann seine Mutter Erika nicht mehr sehen. „Man gewöhnt sich an die Besuche, und plötzlich darf man nicht mehr rein.“ Vorher schaute der Hausmeister jeden Tag nach der Arbeit im Seniorenheim vorbei. Die beiden haben ein sehr enges Verhältnis. Auch den Aufenthalt in der Seniorenresidenz arrangierte der 60-Jährige für Erika Schaible. Für ihn ist es besonders schwer, jetzt nicht für seine Mutter sorgen zu können. Dennoch beruhigt es ihn zu wissen, dass die 90-Jährige gut aufgehoben ist. „Das nimmt eine große Last von meinen Schultern.“

Wochenlang konnten beide nur am Telefon miteinander reden. Erst am Muttertag durfte er wieder zu Erika Schaible. „Es war super, sie wieder zu sehen“, sagt Thomas Schaible. Er hat bereits einen Plan, was sie unternehmen, wenn er sie wieder abholen darf. „Wir gehen mit der ganzen Familie schön essen“, sagt er. „Ohne sie wäre es langweilig.“

Die Pflegerin:
Ania Meixner

„Du bist Pflegerin, Tochter, Mutter“, sagt die gelernte Altenpflegerin Ania Meixner. Sie merkt, wie wichtig der seelische Beistand für die Bewohner gerade jetzt ist. „Ich glaube, das Schlimmste ist, dass sie auch bei schönem Wetter nicht raus dürfen.“ Im Heim selbst bleiben die Freizeitangebote. „Wir haben den Ablauf der Bewohner nicht verändert“, sagt Meixner. „Vielleicht haben sie es

„Ich glaube das Schlimmste ist, dass sie auch bei schönem Wetter nicht raus dürfen“

dadurch besser akzeptiert.“

Die Lockerungen zum Muttertag haben das Personal zusätzlich gefordert. Sie müssen auf die Einhaltung der Mindestabstände achten und zusätzliche Hygienemaßnahmen treffen. „Durch die Besuchserlaubnis ist es schwieriger als vorher.“ Ania Meixner bedauert die Einschränkungen für Bewohner und Angehörige: „Es ist wie im Gefängnis: kein Körperkontakt, Abstand halten, kein Treffen auf dem Zimmer.“

Im Mai brachte eine unbekannte Person Banner vor den Ansbacher Pflegeeinrichtungen an. Auf ihnen standen Danksagungen an das Personal. Der Spruch „Es ändert nicht euer Leben, aber es

„Es ist wie im Gefängnis“

ändert unseres! Danke Pflege!“ ziert einen Holzzaun bei der Seniorenresidenz. Ania Meixner freut sich über die Anerkennung. Sie weiß auch die Prämie des Gesundheitsministeriums zu schätzen, dennoch weist sie auf Versäumnisse in der Vergangenheit hin: „Wir rufen schon lange nach Hilfe. Wir sind nur jetzt gerade im Vordergrund.“ Sie wünscht sich generell bessere Bedingungen im Pflegedienst. Vor allem bei den Arbeitszeiten sieht sie großen Verbesserungsbedarf. Diese müssten flexibler und familienfreundlicher werden. Auch Arbeitskräfte, die spontan einspringen könnten, wären in ihren Augen eine gute Möglichkeit zur Entlastung des Personals. Der Pflegebereich müsse an sich wieder attraktiver werden. „Die Menschen sollen es gerne machen und nicht nur, weil sie einen Job brauchen.“ Trotz vieler Hürden, neuer Aufgaben und ständigen Personalmangels leisten die Pfleger und Betreuer der Seniorenwohnheime auch in diesen schwierigen Zeiten gute Arbeit. „Ich bin stolz auf mein Team, dass wir alles so gut gemeistert haben.“

Die Betreuerin:
Claudia Wachtler

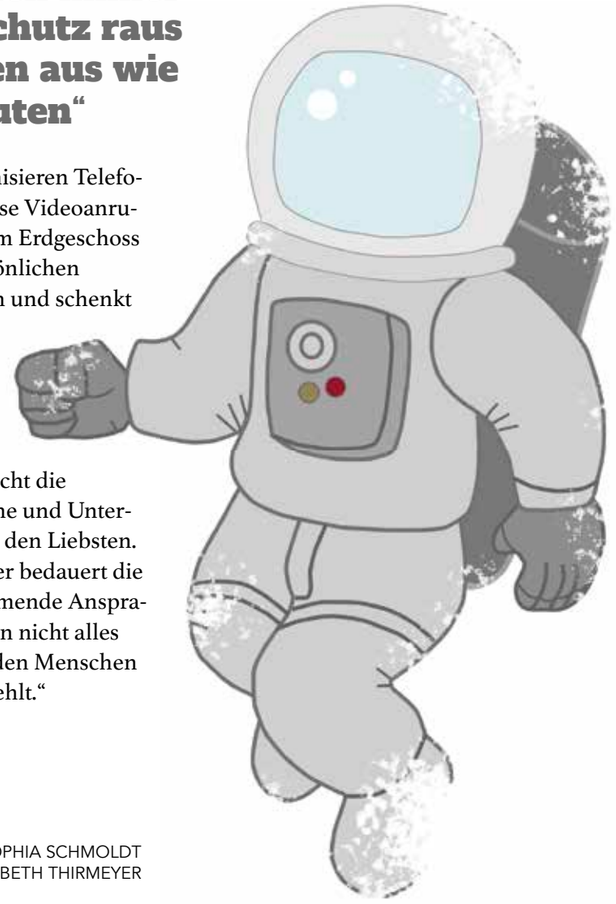
„Es geht nicht nur um satt und sauber, sondern auch ums Emotionale“, sagt Claudia Wachtler. Seit 20 Jahren arbeitet sie in der psychosozialen Betreuung. Gerade jetzt sei es besonders wichtig den Bewohnern Beistand zu leisten. „Einfach für sie da sein, ihre Hand halten.“ Die Einzelbetreuung ist viel wichtiger geworden. Wachtler setzt hierbei vor allem auf persönliche Gespräche mit den Senioren. „Sie sollen viel von früher erzählen. Das ist ein gutes Gedächtnistraining“, sagt die Fachkraft.

Die Bewohner backen, kochen und singen weiterhin zusammen, nur jetzt in kleineren Gruppen. „Wenn das Wetter mitspielt, versuchen wir oft rauszugehen“, meint Wachtler. Das Haus Heimweg hat einen Innenhof mit Hühnern und Hasen, einer Obstwiese und einem Spielplatz. „Blumen pflanzen und raus in den Innenhof gehen ist mit einzelnen Bewohnern möglich und sehr wichtig für sie“, sagt Wachtler. Das Team achtet auf die Einhaltung der Sicherheitsmaßnahmen. „Wir gehen immer im Vollschutz raus und sehen aus wie Astronauten“, lacht die Betreuerin.

Außerdem versuchen die Mitarbeiter den Kontakt zu den Familien aufrechtzuerhalten. Sie lesen

„Wir gehen immer im Vollschutz raus und sehen aus wie Astronauten“

Briefe vor, organisieren Telefonate und teilweise Videoanrufe. Ein Fenster im Erdgeschoss macht den persönlichen Kontakt möglich und schenkt den Bewohnern ein Stück Normalität in der Krise. Dennoch ersetzen diese Bemühungen nicht die richtigen Besuche und Unternehmungen mit den Liebsten. Claudia Wachtler bedauert die oft zu kurz kommende Ansprache. „Wir können nicht alles auffangen, was den Menschen an Emotionen fehlt.“



TEXT: SOPHIA SCHMOLDT
LAYOUT: ELISABETH THIRMEYER

Anzeige

rocket-media

Du bist auf der Suche
nach abwechslungsreichen Aufgaben
in einem tollen Team?

Dann freuen wir uns auf deine Bewerbung für
Praktikum, Abschlussarbeit oder Berufseinstieg

jobs@rocket-media.de | www.rocket-media.de

STILLES INTERVIEW

Robert Nierlich ist Laboringenieur des Studiengangs Angewandte Ingenieurwissenschaften und seit fast vier Jahren an der Hochschule Ansbach. Zusammen mit einem Team aus der Fakultät Technik fertigt er derzeit mittels eines 3D-Druckverfahrens sogenannte Face Shields an, also Schutzschilde für das Gesicht. Gleich zu Beginn der Corona-Pandemie machten sich der 44-Jährige und seine Kollegen Gedanken, wie sie unterstützen könnten und beschäftigten sich mit der Fertigung der Gesichtsschirme. Als sich eines Tages die Behindertenwerkstatt Bruckberger Heime bei ihnen meldete und einige Face Shields anforderte, begannen Planung und Produktion. Inzwischen hat das Team über 500 Exemplare hergestellt und versorgt mehrere Kliniken in der Region.

Was machen Sie, wenn Sie keine Gesichtsmasken herstellen?

Wie haben Sie geschaut, als Sie zum ersten Mal die perfekte Maske ausgedruckt haben?

Wie sieht der verrückteste Mundschutz aus, den Sie besitzen?

Worauf freuen Sie sich nach der Corona-Krise am meisten?

Was war Ihr Lieblingsessen während des Lockdowns?

Gerlinde Albrecht

Seit über 35 Jahren begleitet Gerlinde Albrecht Touristen aus aller Welt durch die mittelfränkische Bezirkshauptstadt. Die 1932 geborene Ansbacherin weiß vom Stadtfriedhof und der Markgrafengruft ebenso viel zu erzählen wie von der Synagoge und berühmten Bürgern der Stadt. Zu ihrer Passion kam Albrecht, nachdem sie selbst an einer Führung durch die Rezatstadt teilgenommen hatte. Sie war davon enttäuscht und wollte es besser machen. Das kulturelle Angebot in Ansbach gefällt ihr sehr gut. Besonders die Bachwoche, die alle zwei Jahre stattfindet, hat es ihr angetan. Umso schwerer fällt es ihr aktuell, die kulturlose Zeit zu überbrücken. Ginge es nach Gerlinde Albrecht, würde sie lieber heute als morgen wieder mit ihren Führungen beginnen. Sie freut sich schon heute auf ihren nächsten Einsatz.

Wie hält man sich in Ihrem Alter fit?

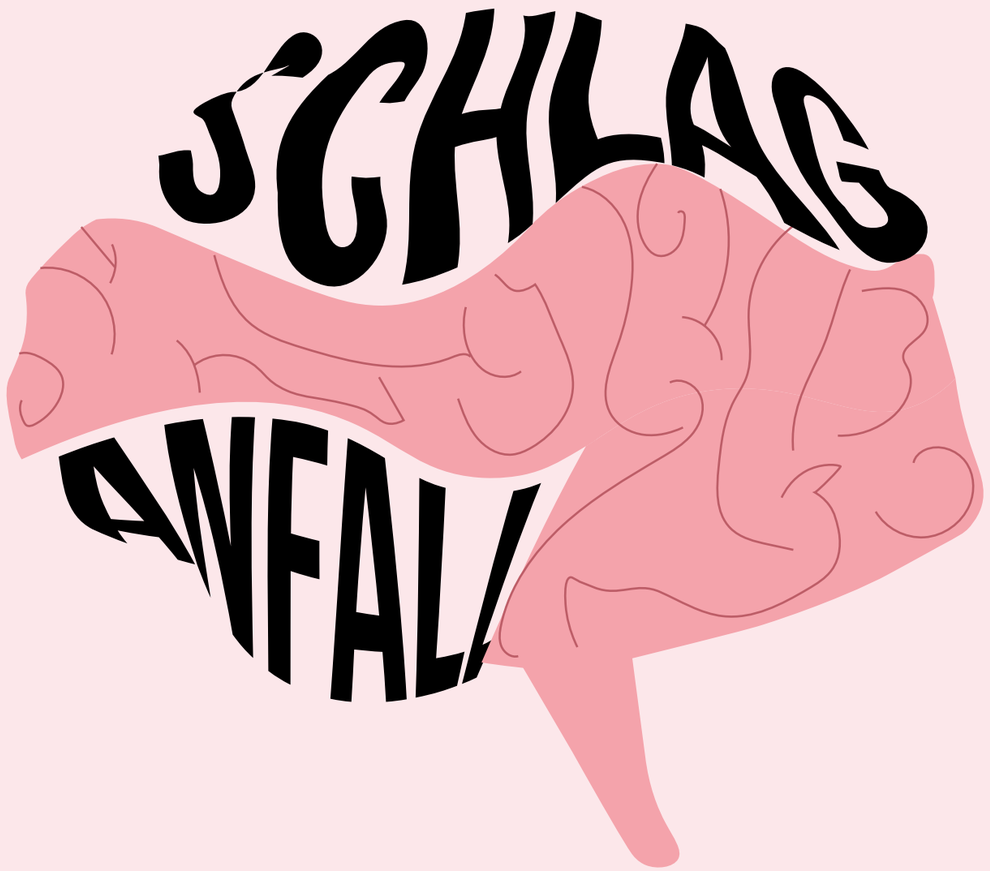
TEXT: ERIK GANESCH
FOTO: MAIKE STEINBORN
MARIO KRAUSSER
LAYOUT: LEA EBITSCH

Welcher Gegenstand darf bei keiner Führung fehlen?

Wie reagieren die Besucher während der Führung auf die Stadt Ansbach?

Was machen Sie, wenn Sie nicht gerade Leute durch die Stadt begleiten?

Was machen Sie als erstes nach einer Führung?



TEXT: KONSTANTIN PAVEL
FOTO: GABRIEL SCHLEEHAHN
LAYOUT: GIULIA MIELE

FREUNDE FÜRS LEBEN

Jährlich erleiden circa 900 Menschen in der Stadt und im Landkreis Ansbach einen Schlaganfall. Freiwillige Helfer stehen ihnen danach zur Seite

Dr. Udo Feldheim sitzt im Sprechzimmer seiner neurologischen Praxis in der Karolinenstraße, hinter sich ein deckenhohes Regal gefüllt mit Fachbüchern. Vor ihm auf dem Schreibtisch steht ein Modell eines Blutgefäßes. Es ist keine gewöhnliche Ader, sondern ein mit sogenannter Plaque verstopftes, krankes Gefäß. Diese Gefäßverschlüsse sind die Hauptursache für Schlaganfälle, erklärt der Neurologe.

Jedes Jahr erleiden etwa 280.000 Menschen in Deutschland einen Schlaganfall, davon etwa 900 in der Stadt und im Landkreis Ansbach. Die Auswirkungen können vielfältig und gravierend sein. Patienten leiden etwa an Sprachstörungen oder motorischen Einschränkungen. Für knapp jeden fünften Patienten in Deutschland sind die Folgen tödlich.

Zur Begleitung von betroffenen Patienten hat der Neurologe Feldheim gemeinsam mit dem Rotary Club 2016 in Ansbach das Projekt der Schlaganfallhelfer gestartet. Die Freiwilligen unterstützen Patienten und Angehörige dabei, den Alltag mit seinen Unsicherheiten und bürokratischen Anforderungen zu meistern.

In einer zertifizierten, kostenlosen Ausbildung lernen die angehenden Helfer in fünf Tagen alles Wichtige über das Krankheitsbild, die Therapiemöglichkeiten sowie über rechtliche Aspekte, Pflegestufen und Versicherung. Einer der Ausbildungstage ist allein dem Kommunikationstraining gewidmet. Am Ende der Schulung wartet ein Abschlusstest, bei Bestehen bekommen die Teilnehmer ein Zertifikat. Mindestens einmal pro Jahr erweitern sie fortan ihr Wissen in einer Fortbildung. Wie später der konkrete Einsatz aussieht, ist von Fall zu Fall unterschiedlich. Oftmals helfen die Ehrenamtlichen bei der Bewältigung bürokratischer Hürden, etwa der Beantragung von Therapien und Hilfsmitteln. Bei manchen Betroffenen liegt der Schlaganfall schon einige Jahre zurück, bevor sie die Helfer kontaktieren. In diesen Fällen hat sich mitunter einiger Papierkram angestaut, der gesichtet und bearbeitet werden will. Helferin Claudia Merk berichtet von einem Fall, in dem sich im Laufe der Jahre zwei Tüten voller Dokumente angesammelt hatten. Der Schriftverkehr von Krankenkasse und Rentenversicherung hatte den Patienten überfordert. „Da war niemand, der sich um irgendwas gekümmert hat. Da hab ich schon geschluckt, als ich die zwei Tüten sah.“

Nicht alle Probleme und Herausforderungen lassen sich jedoch in

TYPISCHE SYMPTOME EINES SCHLAGANFALLS

Dr. Udo Feldheim in seiner Ansbacher Praxis

Plastiktüten stopfen. Oftmals geht es darum, den Betroffenen eine Stütze, jemand zum Reden und Zuhören zu sein. Einige Helfer gehen regelmäßig mit den Patienten spazieren oder machen Ausflüge. Oft entstehen sogar Freundschaften. Sich über gleiche Interessen austauschen, fachsimpeln, Spaß haben. Auch das gehört dazu, macht es doch den Alltag für Betroffene und Helfer angenehmer

„DIE DANKBARKEIT IST DAS BESTE GEFÜHL, DAS MAN ALS HELFER BEKOMMEN KANN“

und sorgt für Abwechslung. Die Interessen sind dabei so vielfältig wie die Schicksale. Renate Brodwolf ist beim Bayerischen Roten Kreuz für die Vermittlung der Freiwilligen zuständig. Sie berichtet etwa von der Anfrage eines begeisterten Klavierspielers, der an einer Hand gelähmt war. Er wünschte sich einen Begleiter für das Piano.

Die Helfer sind auch für die Angehörigen der Patienten ein wichtiger Ansprechpartner. Sie können sich gelegentlich eine unbesorgte Auszeit nehmen, während sie ihre Liebsten in guten Händen wissen.

Ursprünglich startete das Projekt als Kooperation der Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe und der Bochumer Hochschule für Gesundheit. Die Experten entwickelten für die Unterstützung von Schlaganfallpatienten eine zertifizierte Ausbildung und suchten Projektpartner im ganzen Land. Als damaliger Präsident des lokalen Rotary Clubs brachte Feldheim das Projekt 2016 nach Ansbach und begann mit der Suche nach Dozenten und Räumlichkeiten. Die Idee fand schnell Anklang. Durch den Rotary Club, Vertreter der Wirtschaft, aber auch private Spender kamen über 50.000 Euro für das Projekt zusammen. Das Bayerische Rote Kreuz in Ansbach übernahm fortan die Vermittlung der Freiwilligen. Verschiedene Kliniken machten mit, indem sie Dozenten für die Ausbildung bereitstellten. Der erste Ausbildungskurs für die ehrenamtlichen Helfer im Raum Ansbach fand bereits im Herbst 2016 statt. Inzwischen gibt es rund 400 Helferinnen und Helfer an 35 Standorten in ganz Deutschland, davon allein 87 im Ansbacher Programm. Die Stadt gilt wegen der frühen Umsetzung und der vielen Freiwilligen als Leuchtturmprojekt. Unterstützung bei Koordination und Betreuung erhält Udo Feldheim unter anderem von seiner Frau, der Ärztin Dr. Henriette Feldheim, und seinen Mediziner-Kollegen Dr. Eckhard Göritz und Dr. Karl Sturm.

Helfer kann prinzipiell jeder werden. Empathie und die Grundeinstellung, helfen zu wollen, seien die wichtigsten Voraussetzungen, betont Renate Brodwolf, Projektbetreuerin beim Bayerischen Roten Kreuz. „Die Schlaganfallhelfer können selbst angeben, in welchem Radius sie arbeiten wollen. Die meisten wählen einen Umkreis von bis zu 25 Kilometern.“ Da die Helfer für ihre Einsätze zum Teil unterwegs sein müssen, sollten sie volljährig sein und einen Führerschein besitzen.

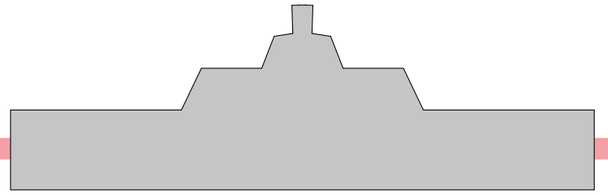
Viele von ihnen statten den Patienten regelmäßige Besuche ab, etwa einmal in der Woche. Es gibt jedoch auch einmalige Einsätze. Dr. Feldheim berichtet von einem Patienten, der für eine Augenoperation nach Würzburg fahren musste, sich die Reise jedoch nicht allein zutraute. Aufgrund einer sprachlichen Einschränkung war er nicht sicher, ob man ihn verstehen würde. Eine Helferin begleitete ihn und leistete auch emotionale Unterstützung. „Am Ende des Tages sagte der Betroffene ‚Das ganze letzte Jahr habe ich keinen Tag gehabt, an dem ich mich so gut gefühlt und so viel gelacht habe‘, obwohl er zu einer OP gefahren wurde.“ Renate Brodwolf resümiert: „Die Dankbarkeit der Patienten und Angehörigen ist das beste Gefühl, das man als Helfer bekommen kann.“

Anzeige

Richard Illig
TEXTE & LEKTORAT

KORREKTURARBEITEN ALLER ART
Speziell: Bachelor- und Masterarbeiten.
Zuverlässig – schnell – preisgünstig!
Auch bei Termindruck – einfach anrufen!

Platenstr. 3 | 91522 Ansbach | Tel. 0981/13970 | Mobil 0173/5702349
lektorat@richard-illig.de | www.richard-illig.de



Was ist ein Schlaganfall?

Ein Schlaganfall ist eine Durchblutungsstörung im Gehirn und stellt die häufigste Ursache für eine im Erwachsenenalter erworbene Behinderung dar. Es gibt zwei Hauptformen. 85 Prozent der Schlaganfälle sind auf Gefäßverschlüsse zurückzuführen. Hierbei kommt es langsam oder auch plötzlich zur Verstopfung eines Blutgefäßes, etwa durch Ablagerungen oder eine Embolie. Je nach Geschwindigkeit des Verschlusses können sich die Symptome unterschiedlich schnell aufbauen. Die zweite Form sind Blutungen im Gehirn. Hier treten die Symptome schlagartig auf und werden schnell schlimmer.

Welche Folgen hat ein Schlaganfall?

Je nachdem, welche Gehirnareale betroffen sind, kann ein Schlaganfall verschiedene Folgen haben. Oft sind es motorische Einschränkungen, die alltägliche Verrichtungen im Haushalt oder das Schreiben erschweren. Psychische Veränderungen wie Depressionen sowie kognitive Beeinträchtigungen im Bereich der schnellen Aufmerksamkeit gehören ebenso dazu. Viele Patienten benötigen mehr Zeit zum Antworten oder Ausführen komplexer Handlungen, mitunter sind manche Dinge, etwa Autofahren, gar nicht mehr möglich. Auch der sogenannte Neglect tritt häufig im Zusammenhang mit einem Schlaganfall auf. Dabei handelt es sich um eine Wahrnehmungsstörung, bei der das Sichtfeld, aber auch andere Sinne, eingeschränkt sind. In der Folge übersehen Betroffene Dinge oder stoßen gegen Hindernisse auf einer bestimmten Seite. Charakteristisch für einen Neglect ist auch, dass die Betroffenen die Störung selbst nicht wahrnehmen. Deshalb ist es wichtig, Angehörige und Helfer dafür zu sensibilisieren.

Wie macht sich ein Schlaganfall bemerkbar?

Zu den klassischen Symptomen gehören unter anderem ein Taubheitsgefühl in bestimmten Gliedmaßen sowie Sehstörungen, herunterhängende Mundwinkel oder ein unsicherer Gang. Als Vorbote eines Schlaganfalls gilt die sogenannte transitorische ischämische Attacke (TIA), auch als kleiner Schlaganfall bekannt. Hierbei treten die gleichen Symptome wie bei einem richtigen Schlaganfall auf, bilden sich jedoch nach kurzer Zeit wieder zurück. Betroffene müssen dringend zum Arzt.

Um einen Schlaganfall einfach zu erkennen, empfiehlt die Deutsche Schlaganfall-Hilfe den sogenannten „FAST-Test“, bei dem die wichtigsten Anzeichen überprüft werden:

- Face (Gesicht):
  Kann die Person lächeln? Ein herunterhängender Mundwinkel deutet auf eine Halbseitenlähmung hin.
- Arms (Arme):
  Kann die Person beide Arme nach vorn strecken und dabei die Handflächen nach oben drehen? Bei einer Lähmung sinkt ein Arm oder dreht sich.
- Speech (Sprache):
  Kann die Person einen einfachen Satz nachsprechen? Ist dies nicht möglich oder klingt die Stimme verwaschen, liegt wahrscheinlich eine Sprachstörung vor.
- Time (Zeit):
  Nicht zögern, den Notruf 112 zu wählen und die Symptome zu schildern. Jede Minute kann entscheidend sein.

Welche Risikofaktoren begünstigen einen Schlaganfall?

Der Hauptrisikofaktor ist Bluthochdruck. Aber auch Diabetes, Fettstoffwechselstörungen (hohe Blutfette), Übergewicht und Bewegungsmangel spielen eine Rolle, ebenso wie Rauchen. Bei älteren Menschen und Sportlern gehören auch Herzrhythmusstörungen dazu. Schlaganfälle können außerdem durch genetische Faktoren, Gefäßmissbildungen sowie nächtliche Atemaussetzer (Apnoe) begünstigt werden.

DIE ZUKUNFT IN HÄNDEN

Julia Kolski und Thorsten Siebenhaar lebten bislang von der Kultur in den Kammerspielen. Anfang April wurde ihr Sohn Max geboren. Eine Geschichte über Familienglück und berufliche Vollbremsung in Zeiten von Corona

TEXT: SARAH WEINBERG
FOTO: RAPHAEL ROTHER
GABRIEL SCHLEEHAHN
LAYOUT: CORA SCHÄFER

Julia Kolski und Thorsten Siebenhaar mit Sohn Max auf den leeren Rängen der Kammerspiele

Thorsten Siebenhaar hebt seinen sechs Wochen alten Sohn Max behutsam aus dem Kinderwagen. Das blaue Mützchen auf seinem Kopf ist tief in das kleine Gesicht gezogen. Er sieht verschlafen aus, während sein Vater ihn in den Ansbacher Kammerspielen sanft in den Armen wiegt. Thorstens Freundin Julia Kolski steht neben den beiden und wirft ihrem Sohn einen verliebten Blick zu. Die Kammerspiele sind das berufliche Zuhause des Paars. Julia kümmert sich seit 2014 um die Presse-und Öffentlichkeitsarbeit der Kammer. Die 29-Jährige liebt ihren Arbeitsplatz, weil sie dort viel Wertschätzung erfährt. „Ich gebe meiner Heimatstadt und den Ansbachern etwas zurück“, sagt Julia stolz mit einem Lächeln auf den Lippen. „Und ich tue etwas dafür, das kulturelle Leben aufrechtzuerhalten.“

Die Kammerspiele wirken an diesem Tag im Mai gespenstisch dunkel und leer. Thorsten läuft mit seinem Sohn auf dem Arm langsam durch die Stuhlreihen vor der Bühne und blickt wehmütig auf die leeren Sitze der Empore: „Es ist ein komisches Gefühl, hier zu sein.“ Seit Wochen ist der Betrieb stillgelegt. Wie in ganz Deutschland wurden auch in Ansbach kulturelle Veranstaltungen aller Art abgesagt. Thorsten betreut seit 2010 hauptberuflich die Kammerkneipe und das Café Max. Der 40-Jährige war aber auch schon immer fasziniert davon, auf der Bühne zu stehen. Er arbeitet freiberuflich als Schauspieler, Moderator und Lokalkabarettist und genießt den direkten Kontakt mit Menschen. Thorsten liebt es, dem Publikum ein Lächeln aufs Gesicht zu zaubern, es zu Tränen zu rühren oder beim Theater-Dinner zu begeistern. Eines seiner Herzensprojekte ist das Weihnachtsmärchen, das er mit dem freien Theaterensemble "Kommando Grimm" jährlich in den Kammerspielen aufführt. Besonders das unmittelbare Feedback der kleinen Zuschauer während der Aufführung ist für Thorsten das Schönste an seinem Beruf. „Wenn 200 Kinder vor Freude lachen oder schreien, weil sie Angst vor der bösen Fee haben, das ist das beste Gefühl.“

Mittagsspaziergang im Hofgarten

Während Thorsten noch in Erinnerungen schwelgt, wird sein Sohn Max unruhig und beginnt zu quengeln. Thorsten läuft zurück zum Kinderwagen und legt Max hinein. Es ist Zeit für den Mittagsschlaf. Julia und Thorsten beschließen, einen Spaziergang zum Ansbacher Hofgarten zu unternehmen. Bei strahlendem Sonnenschein betreten die beiden den Park, in dem Familien, Jogger und

„Der Kulturbetrieb steht still, es war wie eine Vollbremsung“

Spaziergänger ihre Runden drehen. Es ist ein warmer Frühlingstag. Julia lässt sich auf einer Parkbank nieder.

Die Pressereferentin erzählt betroffen, wie sich das Leben in den vergangenen Wochen verändert hat: „Der Kulturbetrieb steht still, es war wie eine Vollbremsung. Nur das Telefon und E-Mails werden noch beantwortet. Beim Verein sind alle Mitarbeiter in Kurzarbeit.“ Thorsten steht neben der Parkbank und schiebt den Kinderwagen auf und ab. Auch für ihn veränderte sich das berufliche Leben von einem Tag auf den anderen. „Kurz bevor dicht gemacht wurde, hatte ich noch drei Auftritte. Bald war klar, dass die Gastronomie ebenfalls schließt.“ Der gefragte Künstler hatte auch sein zweites Standbein verloren. „Ich bin quasi in die vorzeitige Elternzeit gegangen.“

Ungewissheit vor dem Geburtstermin

Seitdem er am 9. April das Licht der Welt erblickt hat, ist der kleine Max für seine Eltern ein Vollzeitjob und ihr größtes Glück. Die Beschränkungen und Vorschriften wegen der Corona-Pandemie stellten Julia und Thorsten kurz vor der Geburt allerdings vor eine unerwartete Herausforderung. Julia erinnert sich mit Sorgenfalten auf der Stirn an die Zeit im März und April. „Wir wussten nicht, ob der Vater bei der Geburt dabei sein darf.“ Die Ungewissheit belastete das Paar ungemein. Julia und Thorsten saßen während dieser Zeit ständig vor dem Computer und informierten sich über den neuesten Stand der Regelungen. Sie riefen in den Kliniken an und vergewisserten sich täglich über die aktuelle Lage. „Da bricht für dich schon eine kleine Welt zusammen“, sagt Julia, während sie in den Kinderwagen blickt, in dem Max mittlerweile friedlich schläft.

Nicht alle Krankenhäuser haben die Situation gleich gehandhabt. Nach vielen Wochen voller Ungewissheit erreichte das Paar eine frohe Botschaft von einer Klinik aus der Region. Dort durfte Thorsten bei der Geburt dabei sein und auch die darauffolgenden Tage bei seiner Familie verbringen.

„Die Kreißsäle waren zu der Zeit die einzigen Stationen, in denen noch halbwegs Normalbetrieb geherrscht hat“, sagt Thorsten. „Es war wirklich gruselig in dieser Klinik. Da war nichts los. Man kommt da rein, muss seine Hände desinfizieren, es wird Fieber gemessen und dann läuft man durch ein leeres Krankenhaus.“

Er kann immer noch nicht fassen, welch nervenaufreibende Zeit die beiden durchgemacht haben. Immerhin kann er heute darüber lachen.

Die Zeit seit der Geburt verbringt die junge Familie in glücklicher Dreisamkeit. Die Corona-Pandemie ist noch nicht vorbei, Kontaktbeschränkungen und Hygienevorschriften gelten noch immer. Familie und Freunde legen Geschenke vor der Haustür ab, um direkten Kontakt zu vermeiden. „Wir können uns voll auf uns drei konzentrieren“, schwärmt Julia. Für Thorsten ist vor allem die Distanz zur eigenen Familie ungewohnt. „Was total seltsam ist: Man platzt vor Glück und würde am liebsten die ganze Welt umarmen, aber man darf es nicht.“ Er weiß aber auch, dass die Vorsicht vernünftig ist und die Gesundheit von Max oberste Priorität hat. „Wir durften die Geburt zusammen erleben und das Kind ist gesund, das ist das Allerwichtigste.“

Virtuelles Kaffeetrinken

Einen Lichtblick bietet zu dieser Zeit die Kommunikationstechnik. Bilder verschicken und Telefonieren haben plötzlich eine ganz andere Gewichtung. Durch Videocalls können Freunde und Familie den kleinen Max zumindest aus der Ferne kennenlernen. An den Wochenenden „treffen“ sich Julia, Thorsten und Max virtuell mit ihrer Clique zum Kaffeetrinken. „Das hätten wir ohne Corona vielleicht verpasst“, sagt Julia schmunzelnd. „Dann würde kein Videocall stattfinden, die anderen würden abends zum Biertrinken in die Kneipe gehen und wir könnten daran nicht teilnehmen.“

Wie wohl die Zukunft aussieht? Julia und Thorsten sind optimistisch und vor allem realistisch. „Kultur ist einfach wahnsinnig wichtig. Sie gehört zum Leben der Menschen dazu“, betont Thorsten. „Aber ich glaube, dass wir uns jetzt auf einen gewissen Zeitraum einstellen müssen, in dem es entweder erst mal keine Kultur gibt oder wir das unter anderen Spielregeln machen müssen. Das ist sowohl finanziell als auch für die Atmosphäre eine ganz andere Sache, aber damit müssen wir Kreativen umgehen.“ Auch Julia wünscht sich eine baldige Rückkehr zum normalen Programm, erhofft

„Ich wünsche mir, dass wir schätzen was wir haben, wenn das alles vorbei ist“

sich aber auch Hilfe. Der Staat oder die Stadt seien schon immer gefordert, da die Kultur meist ein Draufzahlgeschäft sei. In der Zukunft müssten sie den Spielstätten noch mehr unter die Arme greifen.

Das Paar nimmt das Beste aus dieser Zeit mit und weiß zu schätzen, dass es ihnen trotz all der kleinen Hürden in dieser Situation gut geht. „Für das kulturelle Leben in Ansbach hoffe ich einfach das Beste“, sagt Julia. „Dass sich die freischaffenden Künstler davon nicht unterkriegen lassen und wir uns hoffentlich bald alle in der Kammer wieder treffen können.“

Julia steht auf und wirft einen Blick in den Kinderwagen. Sie lächelt. Die beiden machen sich mit ihrem Sohn auf den Heimweg. Während sie langsam durch den Hofgarten spazieren, äußert Thorsten noch einen letzten Gedanken. „Ich wünsche mir, dass wir schätzen, was wir haben, wenn das alles vorbei ist.“

Anzeige

Genauhingucker, Sichhineinfühler, Aufdenpunktbringer.

agentur-weinberg.de
instagram.com/weinberg.werbeagentur
09120 181190

IMPRESSUM

Maja Schirrle, Chefredaktion
aus dem Homeoffice in einem Kaff, das du eh nicht kennst

Anja Riske, Chefredaktion
hat jetzt eine ungesunde Anzahl Selfies auf ihrem Handy

Lisa Götz, Artdirektion
ist spontan zu ihrem Freund nach Ingolstadt gezogen

Sophia Schmoldt, Text
in ihrer Wohnung mit 44 Zimmerpflanzen

Elisabeth Thirmeyer, Layout
in ihrer Wohnung in Schernfeld

Lea Ebitsch, Layout
in ihrem Kinderzimmer in Bamberg

Alena Specht, Text
auf der Terrasse ihres Elternhauses in Möhrendorf

Sarah Weinberg, Text
in ihrem Elternhaus in Leinburg

Konstantin Pavel, Text
in seinem WG-Zimmer in Ansbach

Erik Ganesch, Text/Faktencheck
in seinem Zimmer in Nürnberg

Giulia Miele, Layout
livin' la cuarentena loca in Nuremberg with a very funny latino

Cora Schäfer, Layout
in ihrer WG in Ansbach

Lennart Bonk, Faktencheck
überprüft die Fakten von Delmenhorst aus – das ist ein Fakt

Gesa Prophet, Schlussredaktion
ist in Ansbach dem Fehlerteufel auf der Schliche

Maria Klare, Anzeigen und Vertrieb
allein zu Hause in Ansbach

Julia Buckel, Anzeigen und Vertrieb
zu Hause in ihrem Kinderzimmer

Gabriel Schleehahn, Foto
verrottet allein in der Wohnheim-WG in Ansbach

Maike Steinborn, Foto
im Homeoffice, in ihrer WG in Ansbach

Eva Ditzel, Anzeigen und Vertrieb
zu Hause in einem Kaff bei Ansbach

Jessica Auerochs, Layout
in ihrer Wohnung in Neuendettelsau

Vanessa Rentz, Layout
in ihrem Homeoffice in Ansbach

Maria-Alice Melzer, Layout
macht das Beste draus in Ansbach

Mario Kraußer, Foto
in seiner Bude kurz vor einem Fototermin

Simon Ax, Foto
aus der Heimatstadt München

Raphael Rother, Bildredaktion
im Homeoffice, irgendwo im nirgendwo

Anna Schmidbauer, Layout
im Elternhaus in Erding

Lea Köberl, Layout
auf ihrer Terrasse in Megesheim

Weitere Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Lena Reulein
Annika Jehl
Jonas Schettler
Carolin Elflein
Fabienne Dittenhofer
Nicole Wrodarczyk
Amelie Manteuffel
Lars Janik
Maria-Luisa Zerr
Noemi Francavilla

Redaktionelle Leitung und Verantwortung:
Prof. Sabine Böhne-Di Leo

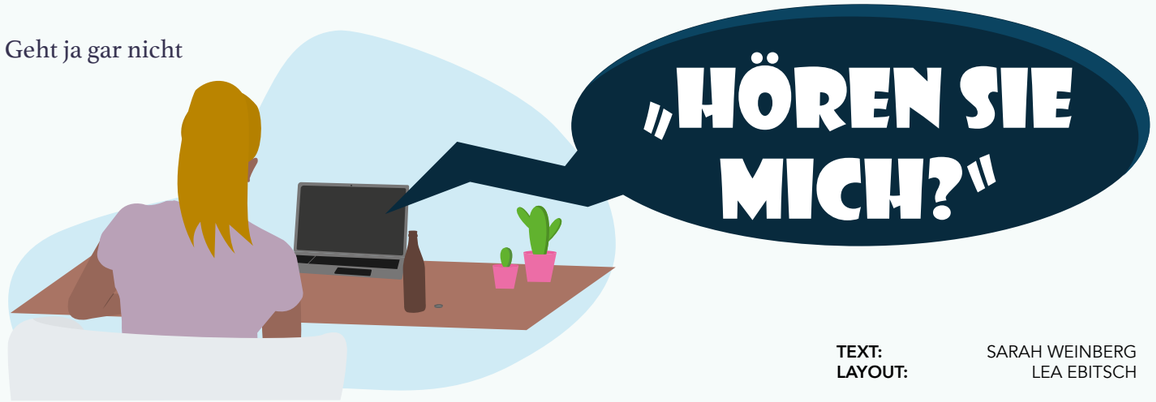
Grafik:
Kerstin Tsafrir

Herausgeber:
Fakultät Medien
Hochschule Ansbach
Residenzstraße 8, 91522 Ansbach
Tel.: (0981) 48 77 - 0
Fax: (0981) 48 77 - 88
www.hs-ansbach.de

Druck:
Louis Hofmann-Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG
Domänenweg 9, 96242 Sonnefeld
www.lh-druckerei.de
info@lh-druckerei.de

Auflage: 6.000 Stück
In Vertriebskooperation mit der Fränkischen Landeszeitung

Geht ja gar nicht



TEXT: SARAH WEINBERG
LAYOUT: LEA EBITSCH

Deutschlandweit hallt seit Wochen der Satz „Hören Sie mich?“ durch Studentenwohnheime und WGs. Außenstehende könnten meinen, diese Worte seien Teil einer neuen Internet-Challenge oder eines in den Charts platzierten Songs. Falsch gedacht: Wegen der Corona-Krise haben die Hochschulen und Universitäten auf das sogenannte E-Learning umgestellt. Das heißt konkret: Vorlesungen laufen komplett online, die Hochschulen sind leer, die Studierenden lernen von Zuhause aus.

Loggt man sich also nach mehreren Versuchen endlich erfolgreich in eine Online-Vorlesung ein, beginnt die Sitzung selten mit „Guten Morgen“ oder „Guten Tag“, sondern mit „Hören Sie mich?“. Damit diesen Satz alle verstehen können, müssen die Lehrbeauftragten das Mikrofon anschließen und alle Teilnehmer ihre Lautsprecher aktivieren. Klingt einfach, erweist sich in der Praxis allerdings oft als komplizierter als gedacht. Es verstreichen ein paar Minuten, einige Studierende öffnen sich im Schlafanzug bekleidet das erste Bier. Während dies in klassischen Vorlesungen undenkbar wäre, ist es in Zeiten von E-Learning manchmal der einzige Weg, gelassen zu bleiben. Dann die erlösende Erkenntnis: Alle Mikrofone und Lautsprecher sind installiert. Jetzt kann es losgehen. Oder? Naja, vielleicht zu früh gefreut. Ein Skript für die Lerninhalte der Sitzung fehlt noch. Es droht das nächste Chaos. Wie lade ich die PowerPoint-Datei nun im virtuellen Klassenzimmer hoch? Einige Lehrende treibt die Umsetzung dieser Frage an den Rand des Wahnsinns. „Sehen Sie die Präsentation?“, ist also der zweithäufigste Satz, den die jungen Menschen in ihrem derzeitigen Studienalltag zu hören bekommen. Eine erneute Umfrage folgt, weitere Minuten ziehen in das vom Coronavirus leergefegte Land.

Die teilweise erheblichen Verbindungsprobleme stellen alle vor eine nervige Herausforderung. Deutschland surft in Bezug auf starkes Datennetz der Zeit hinterher. Studierende werden regelmäßig von den E-Learning-Programmen rausgeschmissen und müssen sich neu einloggen. Auch die Professorinnen und Professoren verabschieden sich von Zeit zu Zeit ungewollt aus der Sitzung. Dabei stellen sich folgende Fragen: Gibt es Verbindungsprobleme? Ist der Server überlastet? Oder ist mal wieder die Katze, die vorhin schon durchs Bild geschlichen ist, über die Tastatur gelaufen? Wie dem auch sei, langweilig wird es nicht so schnell. Und für den Notfall liegt noch ein unausgefüllter Sudoku-Block in greifbarer Nähe.

Manchmal ertönt auch ein schrilles Klingeln durch den Lautsprecher. Es ist der Postbote, der bei der Lehrkraft vor der Tür steht. Es fühlt sich ein bisschen wie im Kino an, in dem der Dolby Surround Sound den kompletten Raum mit sämtlichen Klängen und Geräuschen der Umgebung beschallt.

Die Unterbrechungen und Wartezeiten sind nervenaufreibend. Trotzdem ist während dieser Pausen Wachsamkeit gefragt. So kann es passieren, dass der Mitbewohner ins Zimmer kommt und sich nach dem neuesten Tratsch erkundigt. Blöd nur, wenn das Mikrofon noch aktiv ist und der komplette Kurs mitbekommt, wie man sich über die langweilige Vorlesung und den technisch unfähigen Dozenten echauffiert. Aber auch die Lehrenden vergessen von Zeit zu Zeit ihr Mikrofon stummzuschalten und teilen ihre Gedanken ungewollt mit dem Kurs. Alle Kursteilnehmer, oder zumindest diejenigen, die noch wach sind, bekommen ein erschöpftes „Mir geht das alles auf den Sack!“ zu hören. Die meisten Studierenden werden sich denken: „Nicht nur Ihnen...“.

Doch es gibt tatsächlich Lichtblicke. Einige Vorlesungen laufen nach Anlaufschwierigkeiten flüssig, ja sogar interaktiv. Die Studenten erledigen Arbeitsaufträge und führen Gruppenarbeiten durch. Leider sind das nur seltene Erfolgserlebnisse.

Manch einer hatte zu Beginn vielleicht die Hoffnung, E-Learning würde sich in Zukunft etablieren, Hochschulen könnten einzelne Kurse von nun an grundsätzlich digital anbieten. Bitte nicht! Bis Präsenzveranstaltungen wieder in vollem Maße möglich sind, ist Geduld gefragt. In diesem Sinne: Augen auf, W-LAN an, Mikrofon verbinden! Die nächste Vorlesung startet in 30 Minuten... zumindest planmäßig.

KASPAR

HIER KÖNNTE IHRE ANZEIGE STEHEN

Durch eine Werbeanzeige in unserem Ansbacher Stadtmagazin erreichen Sie ein attraktives Publikum. Unsere aktuellen Themen aus dem Stadtgebiet sprechen nicht nur Studenten an, sondern auch die Ansbacher Leserschaft an. Mit einer Auflage von 6.000 Exemplaren und der Verteilung in der Fränkischen Landeszeitung ist Ihnen eine hohe Aufmerksamkeit garantiert.

Sprechen Sie uns an!
vertrieb@kaspar-magazin.de

HOCHSCHULE ANSBACH

AOK
Die Gesundheitskasse.
BAYERN

Für alle, die gerne studieren,

außer das Kleingedruckte

Der AOK-Studierendenservice:
wir unterstützen dich von Anfang an bei allen Themen rund um deinen Versicherungsschutz. Gleich anfragen unter Telefon 0981 9092-190 oder ansbach.studenten@service.by.aok.de

Einfach nah. Meine AOK.